



Der kleine Spitz.

uten Appetit,

Ich äß' gern mit!
Habt ihr für den kleinen Spitz
An der Tafel keinen Sitz? —

Freundchen, nein!
Du bist zu klein,
Und du isst auch sicher nicht
Mit der Gabel dein Gericht.

Wer wie du
Haschet zu,
Der bekommt erst seinen Brei,
Wenn der andern Mal vorbei! —

Nun ich will
Warten still;
Sorgt nur, daß dem kleinen Gast
Ihr noch etwas übrig laßt!

Wir theilen dieses Blatt als eine Probe aus einem im Laufe dieses Monats erscheinenden prächtigen Lieder- und Bilderbuche mit: **Sonnenblüthe aus dem Lenz des Lebens.** Gedichte von Georg Lang. Mit Illustrationen von Eugen Klimsch, in Holzschnitt ausgeführt von Hermann Günther. Verlag von E. G. May Söhne, Frankfurt a. M.

Unsere Lesern, die sich so oft in diesen Blättern an den Gaben dieses frischesten und fröhlichsten unserer Kinderliederbänger und den anmuthsvollen Illustrationen des trefflichen Künstlers erfreut haben, wird hier ein Werkchen von seltener Schönheit und Liebeshwürdigkeit geboten, das wir auf das lebhafteste empfehlen können.

Prinzeß Tausendschönchen.

Dramatisches Märchenpiel in zwei Acten

von

Hermann Aletke.

Mit Original-Illustrationen von Eugen Klimsch.

Personen:

König Brimborsins.
Prinzeß Tausendschönchen.
Erziehungsrath Hühnerzch.
Philosoph.
Hofdichter.
Zwei Doctoren.

Haushofmeister Breihahn.
Hofschneider.
Koch.
Kellermeister.
Ein Herold.
Frau Hühnerzch, eine Heze.

Peter Ziebin, ein Schuster.
Leo, sein Bruder.
Barbara Ziegel.
Barbier Schnipps.
Ein Goldschmied.
Bürgerleute, Bediente, Soldaten, Volk.

Erster Act.

Erste Scene.

Stube in dem Hause des Schusters Ziebin. — Peter Ziebin.
Leo, sein Bruder.

Peter.

Da sitzest du nun wieder und statt den Stiefel fertig zu machen, den der Brauer heut' bekommen soll, stierst du die längste Zeit drüben nach den Schwalben, wie sie ihr Nest bauen. Bitt' ich dich um des Himmels willen, leg' die Hände nicht so in den Schooß; heha, holla, was träumst du wieder einmal? der Stiefel soll ja fertig werden für den Beit, hörst du?

Leo.

Nun ja doch, ja, was werd' ich denn nicht, ich höre schon, ich höre schon.

Peter.

Nein, es geht so länger nicht. Wenn du es so machen willst, kommen wir zu nichts. Es ist, Gott verzeih' mir's, ein Prinz oder gar ein Graf an dir verdorben worden. Ich weiß gar nicht, was dir im Kopf steckt. Das müssen wunderliche Gedanken und Geschichten sein. Die Hand will nicht vom Fleck und von dem Gucken und Träumen wird dir noch keine Naht fertig.

Deutsche Jugend. XIII.

Leo.

Ach, Bruder, es ist doch ein elendes Ding, so ein Schuster zu sein!

Peter.

Wie? was? Was sprichst du da? ein elendes Ding? O, so schäme dich doch, schäme dich! Leben wir nicht davon? Tausend noch einmal, ich denke, ein Schuster ist ein so ansehnlicher Mann

wie ein Schneider, und noch mehr, weil er ein Schuster ist. Heh, was kannst du dagegen sagen? Oder meinst du, daß der Barbier besser ist als ich?

Leo.

Nein, das sage ich nicht, nur daß mir das Schustern mit jedem Tage mehr zuwider wird. Da sitzt man nun den langen lieben Tag und macht einen Stich um den andern, daß so ein dicker Brauer oder wer sonst unsere Arbeit an den Füßen

abläuft oder in Schmutz tritt.

Peter.

Ja, da hättest du ein ander Handwerk erlernen müssen, wenn dir das nicht gefällt.

Leo.

O gar keins, Bruder, gar keins. Ich bin einmal dafür nicht geboren. Wenn ich so in's Freie



hinausseh', wie die Vögel lustig hin und her flattern, so möcht' ich gleich mit hinaus in die weite Welt und mein Glück versuchen. Denn daheim tang' ich doch nicht zum Schustern, und zu was andrem bin ich nun einmal bestimmt, das fühl' ich.

Peter.

Ja, ja, ich weiß es schon, das ist das alte Lied, was du immer anstimmst. Das steckt dir im Kopfe. Die Hexe von Wahrsagerin hat dir den Kopf verrückt mit ihrer Prophezeiung und nun denkst du Wunder, was für ein Glück dir noch zu Theil werden muß. Bleib' im Land, Bruder, und nähr' dich redlich.

Leo.

Das heißt, slich' Stiefel, slich' Stiefel.

Peter.

Nun ja, und warum denn nicht? Was willst du denn sonst?

Leo.

O, ich fühle so etwas Ritterliches in mir, gieb Acht, Bruder, es wird eine Zeit kommen — doch was sprech' ich zu dir davon — du kannst mich ja doch nicht verstehen.

Peter.

Nein, da versteh' ich dich nicht, wenn du so spricht. Das ist so eine von deinen Redensarten, mit denen du aber keinen Hund vom Ofen lockst.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Barbara Tiegel.

Barbara Tiegel.

Streitet ihr euch schon wieder? Ei, ei, was giebt es denn immer unter euch? Seht einmal, so ein paar rüstige junge Bursche, die sollten auch immer recht vergnügt sein.

Peter.

Rüstig, — ja das ist es eben, Muhme Tiegel, der Leo sollte wohl rüstiger sein! Wenn ihm der Hochmuth nur nicht den Kopf verdreht hätte!

Barbara Tiegel.

Mein guter Leo, da kann ich Euch eine rechte Freudenbotschaft bringen. Hört nur einmal. Gestern war ich bei dem Schmied, dem reichen Schmied, der die einzige Tochter hat, und da sagte der Schmied: Der Leo ist wirklich ein sauberes Bürschchen, der könnt' mir gefallen, und wenn er um meine Tochter anhielte, so gäb' ich sie ihm, trotzdem, daß er so ein armer Schlucker ist. Geh, Leo, springt Ihr nicht vor Freuden ellenhoch? Seid Ihr nicht

ein geborgener Mensch, ist Euer Glück nicht gemacht? Nun zieht flink Euern besten Rock an, streicht Euch die Haare aus der Stirn und geht zu dem Schmied und haltet um die Liese bei ihm an. Geht nur gleich, ehe es ihn wieder gereut, denn so ein reicher Mann ist wie ein Wetterhahn, heute gefällt's ihm und morgen nicht.

Leo.

Nein, Frau Muhme, ich dank' Euch schönstens, aber der Schmied kann sein Geld und seine Tochter nur behalten, es liegt mir wenig daran. Ich frage gar nichts danach. Hoffentlich ist mir in der Welt noch was anderes aufbewahrt, als des Schmieds Tochter. Und was geht es ihn an, ob ich arm bin oder nicht? Verlange ich doch nichts von ihm und seinem Gelde.

Peter.

Hört gar nicht auf ihn, liebe Muhme, der verdammte Hochmuth sitzt ihm heut' so im Kopf, daß er im Stande ist, den Schemel für ein Pferd anzusehen und zur Thür hinauszureiten.

Barbara.

Ih so seht doch, seht doch! Ja, was man nicht alles erlebt! Und auf was wartet Ihr denn, mein guter Leo? Ist Euch des reichen Schmieds einzige Tochter etwa nicht gut genug, weil sie eine so kleine Stumpfnase hat? Das ist ja der Rede nicht werth. Ihr möchtet wohl am liebsten unsre gnädige Prinzess Taufendschönchen haben? Da hättet Ihr aber auch kein großes Glück gemacht, wie die Prinzessin jetzt ist.

Leo.

Wie ist sie denn jetzt? liebe Muhme, wie ist sie denn jetzt?

Barbara.

Ja, was weiß ich, übergeschnappt ist sie, mond-süchtig. Den Verstand hat sie verloren, und alle Docters suchen danach und können ihn nicht wiederfinden. Bald weint sie, bald lacht sie, hängt den ehrwürdigsten Leuten Zöpfe an, stellt sich ganz wild und ungeberdig, und dann ist sie mit einmal wieder so ruhig und weint die bitterlichsten Thränen.

Leo.

Aber wie ist denn das gekommen, gute Muhme?

Barbara.

Ja, man spricht das und jenes. Es soll ihr's eine Cule angethan haben, mit feurigen Augen. Das Thier soll der Prinzess einen Ring genommen haben, in dem aller Verstand der Prinzessin steckte. Ja, was weiß ich, wie es bei so vornehmen Leuten hergeht.

Leo.

Das ist ja eine recht wunderbare Geschichte, Ruhme. Ich will doch gehn und sehn, ob ich ein wenig mehr darüber erfahren kann. Lebt wohl, Ruhme, schön' Dank. (Geht rasch ab.)

Peter.

Aber der Stiefel für den Veit! Geh, Bruder! — Da läuft er fort, und die Sohle ist noch immer nicht angenäht. Nun wird der Veit recht böse sein. Ich muß mich schon selber daran machen. So geht es Tag für Tag, Ruhme; oh es ist nicht zu sagen, was ich mich ärgeren muß! Was er zuweilen für tolle Gedanken hat — es wird mir ganz confus davon im Kopfe.

Barbara.

Wie ich mir das so schön gedacht hatte, wenn er die Schmiedliese heirathete! Dann könnt' er ruhig die Hände in den Schooß legen. Was die für Tiegel und Pfannen und Töpfe und funkelnelneue Leinwand mitbekommt, es ist nicht zu sagen! Da müßt' es in der Küche nur so blißen und blinkern von dem Zinn und dem Kupfer!

Peter.

Ja, es ist mit dem Leo schon einmal nichts anzufangen. Nichts schlägt bei ihm an, wenn er seinen tollen Tag hat. Es ist ihm nichts auszureden und nichts einzureden.

Barbara.

Er soll sie aber doch heirathen, ich besteh' durchaus darauf, ich bin eine alte Frau, ich muß klüger sein als so ein junger Mensch; er soll sein Glück nicht mit Händen von sich stoßen. Du mein Himmel, was für Pfannen und Tiegel und Töpfe und Gläser und Krüge! —

Dritte Scene.

Zimmer bei Hofe. — Zwei Doctoren.

Erster Doctor.

Nun, mein werthester Herr College, was sagen Sie dazu?

Zweiter Doctor.

Es ist rein aus mit ihr. Ewig Schade um so eine hübsche Prinzessin. Es ist rein aus, sag' ich, sie hat den Verstand verloren, sie hat mich einen Esel genannt, Herr College.

Erster Doctor.

Ja, sie hat mir auch eins und das andere gesagt, ich hab' aber nicht drauf Acht gegeben; einen Esel indeß —

Zweiter Doctor.

Meiner Treu, ich lüge nicht, einen Esel, einen rechten, alten, langohrigen Esel.

Erster Doctor.

Ei, Herr College, das ist ja gegen alle Reputation, da sollten Sie die Prinzessin gar nicht mehr besuchen!

Zweiter Doctor.

Was thut's? Ich bekomme mein Geld richtig ausgezahlt, und den Esel nehm' ich so als Zugabe obenein. Daß ich ein Narr wär' und des Esels halber die Prinzessin nicht mehr besuchte. Es ist mir schon ganz andres im Leben gesagt worden, Herr College.

Erster Doctor.

Ja, das mag wohl sein.

Zweiter Doctor.

Das bin ich gewohnt. Es verschlägt mir nichts, ich schüttl' es ab; es kommt mir auf einen Esel mehr oder weniger nicht an.

Erster Doctor.

Wie mag denn aber die Prinzessin in diesem Zustand gerathen sein? Ich hab's noch immer nicht recht erfahren können. Jeder erzählt's auf seine Weise, bald so, bald so, durcheinander, da mag der Teufel draus klug werden.

Zweiter Doctor.

O, da ist ja gleich der Rechte, unser fetter, schmunzelnder Haushofmeister, der kann uns die beste Auskunft geben. Heda, Herr Haushofmeister, Herr Breihahn, auf ein Wort.

Vierte Scene.

Die Vorigen. — Haushofmeister Breihahn.

Breihahn.

Nun, meine hochgelehrten Herren Aerzte, wie steht's, wie geht's? Haben die Tränklein, die Receptlein, die Pillen, die Umschläge schon gute Wirkung gethan?

Zweiter Doctor.

Ach, mein Bester, das geht nicht so; die Heilkunst ist keine Taschenspiellerei, sie ist eine gar ehrwürdige Kunst, die ruhig und langsam ihren Schritt geht. Da läßt sich nichts übereilen.

Breihahn.

Freilich eine ehrwürdige Kunst; ganz blind und lahm ist sie vor lauter Ehrwürdigkeit.

Zweiter Doctor.

Oho, sie sieht noch gerade so viel, mein guter Haushofmeister, daß Ihr ein wahres Spitzbuben-

gesicht habt, und Euer Bauch nichts als gestohlenes Futter ist.

Erster Doctor.

Nein, laßt uns ernsthaft reden. Herr Haushofmeister, wir möchten gern umständlich und getreu einmal erfahren, wie sich's mit der Prinzessin so eigentlich begeben hat.

Breihahn.

Oh das weiß ja schon jedes Kind; jedes Kind auf der Straße weiß das! Einen Ring hat Prinzessin Tausendschönchen gehabt, der war kostbarer, als er aussah, denn er war freilich nur ein einfacher goldener Reif, aber von einer Fee geschenkt bei der Geburt. Nun sollt' ihn die Prinzessin beständig am Finger tragen, denn der Ring hatte noch die Eigenschaft, daß er nie zu klein und zu groß war. Einmal aber zieht sie ihn dennoch ab und legt ihn neben sich auf's Fenster. Hurr, purr, kommt gleich auch eine großmächtige Gule geflogen, die faßt den Ring in ihre garstige Klaue, stiert die Prinzessin mit ihren rothen Augen entsetzlich an und krächzt mit der abscheulichsten Stimme, die so eine Gule nur hat:

Si hi hi!
 Ringelein
 Ist nun mein!
 Hab's gepaßt,
 Hab's erfaßt,
 Trag's weg, weg
 Ueber Haus und Hof.

Damit hat sie der Prinzessin noch eine tüchtige Handvoll Mondschein in's Gesicht geprustet —

Erster Doctor.

Wie? was? das ist ja purer Unsinn, geht mir mit Eurer Handvoll Mondschein!

Breihahn.

Nun, Prinzessin Tausendschönchen hat's so erzählt, es sind ihre eigenen Worte — und die Gule ist auf und davon. Seit der Zeit ist's der gnädigen Prinzessin auf's Gehirn gefallen wie ein Schnupfen. Es steckt ihr da oben was in dem Schädelchen, seit der fatale Ring fort ist, — nun das ist Eure Sache, meine Herren Aerzte, nur immer tüchtig curirt, die Umschläge und Medicinflaschen nicht gespart. —

Erster Doctor.

O, wir sind gerade froh, daß uns die Prinzessin noch nicht gezwungen hat, unsere Arzneien selber hinunterzuschlucken.

Breihahn.

Ja, das sah' ihr wohl ähnlich und wär' lustig genug. Still, da kommen Seine Majestät und der ernsthafteste Herr Erziehungs Rath.

Fünfte Scene.

Die Vorigen. — König Brimborius. — Erziehungs Rath Hühnerzch.

König Brimborius.

Nun, Doctoren, wie befindet sich unser gnädigstes Fräulein Tochter?

Erster Doctor.

Hm! Ev. Majestät, ja, ja, so, so.

Zweiter Doctor.

O, es wird schon besser werden; es kann schon besser werden. Die Natur hat wunderjame Heilkräfte, man kann eben nichts verreden. Es kommt auf die Krisis an.

König Brimborius.

Was meint Er denn mit der Krisis?

Zweiter Doctor.

Ja, daß es besser oder schlechter wird.

König Brimborius.

O, das sind ja schlimme Nachrichten! Haltet mir aber nicht so hinter dem Berge, sagt einmal offen heraus, meint Ihr denn, daß kein Mittel dagegen ist? meint Ihr denn, daß sie immer so — ja, wie soll ich sagen, närrisch bleiben wird?

Erster Doctor.

Hm! Majestät, das Gehirn leidet gleichsam an einer Confusion, an einer übernatürlichen Verstopfung. Es ist eine Ueberreizung, eine Anspannung, eine Lähmung, eine Erschlaffung, — wenn sich das Blut weniger nach oben drängte, wenn das Blut nach unten mehr freien Umlauf hätte, wenn der Magen, wenn die Säfte, wenn — es ist ohne Zweifel ein entzündlicher Zustand, da könnte man vielleicht Blutegel setzen an die Schläfen, an die Füße, oder ablassen, oder schröpfen; man könnte aber auch eine Milchkur, eine Wasserkur gebrauchen, oder Blutegel und eine Wasserkur —

König Brimborius.

Nun hör' Er auf, ich habe jaft genug; soll die Prinzessin das alles ausstehen, dann ist sie ja noch schlimmer dran als zuvor. (Zum zweiten Doctor.) Jetzt rede Er einmal.

Zweiter Doctor.

Ich möchte für eine Milchkur stimmen, wie mein würdiger College eben gesagt hat, daß die erhitzte Phantasie wieder milder, milchiger wird. Wenn aber Ev. Majestät das nicht gefällt, so schlag' ich unmaßgeblich eine Weinkur vor, daß die Nerven, die Sehnen, die Adern wieder kräftiger, gestärkter werden, oder im letzten Fall auch eine Wasserkur, dagegen läßt sich auch nichts einwenden.

König Brimborius.

Na, ich merke schon, ich werde nicht klug aus Euren Reden. Ihr seid mir gerade die Rechten, und muß Euch so ein Heidegeld täglich geben und eßt von meiner königlichen Tafel für zehen. Tausend aber, bin ich denn der König Brimborius und sollte nicht selber mit dem Verstande meiner Tochter fertig werden können? Wir wollen einmal alle gescheidten Leute am Hofe zusammenberufen und dann wollen wir hören, was ein jeder dazu sagt und denkt. Was meint Er, Hühnerzeh?

Erziehungsrath Hühnerzeh.

Es giebt keine gescheidten Leute am Hofe.



König Brimborius.

Alle Wetter, was sagt Er da, keine gescheidten Leute?

Erziehungsrath Hühnerzeh.

Ihro Majestät und ich sind die einzigen.

König Brimborius.

Aber der Philosoph? ich sollte meinen, der Philosoph —

Erziehungsrath Hühnerzeh.

Das ist gerade — nun, da kommt er eben.

Sechste Scene.

Die Vorigen. — Der Philosoph.

König Brimborius.

Gut, Philosoph, daß Er da ist. Er kennt das Unglück, welches der Prinzess beegnet ist. Eine Gule hat ihr den Ring genommen, den ihr die Fee Marzeville geschenkt hatte, und seit der Zeit —

Philosoph.

Es giebt keine Fee Marzeville, es hat nie einen solchen Ring gegeben, es beruht alles auf der Einbildung.

König Brimborius.

Aber ich habe ja doch den Ring selber gesehn.

Philosoph.

Ihro Majestät haben geglaubt ihn zu sehn.

König Brimborius.

Aber der ganze Hof.

Philosoph.

Der ganze Hof hat sich das eingebildet.

Erziehungsrath Hühnerzeh.

Nun ist es Zeit, daß ich auch ein Wort dazu rede, mein Herr Philosoph. Schämen Sie sich denn nicht einer solchen Behauptung? der ganze Hof — Sie wären ja im Stande und leugneten, daß ich hier vor Ihnen stehe.

Philosoph.

Das könnte ich allerdings leugnen, wenn ich es sonst der Mühe werth hielte.

Erziehungsrath Hühnerzeh.

Wie? was? was sagen Sie? bin ich nicht der Erziehungsrath Hühnerzeh?

Philosoph.

Ja doch, das ist auch nur eine Einbildung. Wenn ich es recht betrachte, so giebt es eigentlich keinen Erziehungsrath Hühnerzeh.

Erziehungsrath Hühnerzeh.

Ihro Majestät, es ist nicht auszuhalten. Dieser Mensch fängt an gefährlich zu werden. Er leugnet, daß ich der Erziehungsrath Hühnerzeh bin. Er muß aus dem Lande gejagt werden. Er darf bei Lebensstrafe nicht wieder zurückkommen.

König Brimborius.

Da kommt der Hofdichter wie gerufen. Wir wollen nun auch seine Meinung hören.

Siebente Scene.

Die Vorigen. — Der Hofdichter.

König Brimborius.

Mein guter Hofdichter, mit dem Verstande der Prinzessin steht es sehr übel, geb' Er doch einen Rath, was man dazu thun soll.

Hofdichter.

Ihro Majestät, über den Verstand der Prinzessin wage ich anderer Meinung zu sein. Derselbe befindet sich gerade auf dem besten Wege. Er hat sich gleichsam jetzt entpuppt. Er hat das Gewöhn-

liche ganz von sich abgestreift und fliegt nun in seiner poetischen Laune, wie es ihm gefällt. Da ist ihm aber der Erziehungsrath gleich erschrocken nachgesprungen und hat ihn mit seinen langweiligen, trockenen Redensarten wieder einfangen wollen. So giebt es nun allerlei Kreuz- und Quersprünge, denn der Erziehungsrath ist hinter ihr her und die Prinzessin will sich nun einmal nicht fangen lassen. Das ist es. Ich behaupte, der Erziehungsrath ist an allem schuld.

Erziehungsrath Hühnerzeh.

Was? ich wäre es? (Heftig.) Nein, der Herr Dichter hat Schuld mit seinen Luftgespinnsten, mit seinen närrischen, albernen Phantasieen, die man in einer so aufgeklärten Zeit gar nicht dulden sollte. Das hat der armen Prinzess den Kopf verdreht. Sie sollte aber täglich sechs Seiten aus meiner Vernünftigen Fliegenklatsche lesen und lernen, das würde sie schon kuriren.

Hofdichter.

Ha ha ha ha!

Erziehungsrath Hühnerzeh.

Lachen Sie nicht, lachen Sie nicht; Sie sind ein rechter Narr mit Ihrem Lachen, verstehn Sie mich?

Hofdichter.

Ha ha ha ha ha ha! Wer — nünf — ti — ge Flie — gen — klatsche! Ha ha!

Achte Scene.

Die Vorigen. — Prinzess Tausendschönchen.

Prinzess Tausendschönchen.

Da sind sie alle, alle beisammen; mich verzehrt, mich verzehrt eine Unruh', eine Angst, ich möchte weinen, ich möchte lachen. —

König Brimborius.

Wie geht es dir, meine Tochter?

Prinzess Tausendschönchen.

Was sind das da für eine Menge Narren, Papa?

König Brimborius.

Kennst du sie nicht? Ei, meine Tochter, das ist ja der Philosoph, der Erziehungsrath, der Hofdichter, deine Herren Doctoren, der Haushofmeister.

Prinzess Tausendschönchen.

Was ist denn das für ein abscheulicher Wiedehopf? wie kommt denn der in das Zimmer? Fort, fort mit ihm!

Erziehungsrath Hühnerzeh.

Hoheit, kein Wiedehopf, ich bin der Erziehungs- rath Hühnerzeh. Wenn Ihnen aber meine Nähe

unangenehm ist, so entferne ich mich lieber. (Ich bin froh, daß ich so fortkomme mit guter Gelegen- heit.) — (Geht ab.)

Prinzess Tausendschönchen.

Es brennt, es brennt mich in Mark und Bein.

Erster Doctor.

Befehlen Eure Hoheit von den niederschlagenden Pulvern?

Zweiter Doctor.

Oder einen kalten Umschlag um den Kopf?

Prinzess Tausendschönchen

(giebt ihm ein Glas Wasser in's Gesicht).

Da hast du einen kalten Umschlag, du Bösewicht! Fort, Billendreher, Giftpulvermacher. Ach, Papa, lassen Sie diese garstigen Raben einsperren, schnell, schnell.



Erster Doctor.

Nun, nun, wir gehen schon. Wir sind schon fort.

Zweiter Doctor.

(Das Glas Wasser kommt auf die Taze. Immerzu, ich will schon meine Rechnung machen.)

(Beide rasch ab.)

Prinzess Tausendschönchen.

Wie sie mich ansieht, das boshafte Thier! hu! hu! Meinen Ring, meinen Ring! Weh! o weh! meinen Ring!

Philosoph.

Nichts als Einbildung, Prinzess! Eure Hoheit bilden sich ein, einen Ring gehabt zu haben, nicht wahr?

Prinzess Tausendschönchen.

Ah, ah, ah! ich fühl's, ich bin in eine Kaze verwandelt, ich muß, ich muß fragen. (Sie springt auf den Philosophen zu, welcher fortrennt.)

König Brimborius.

Was läuft Er so, Philosoph? So bedenk' Er doch, daß das nur eine Einbildung ist!

Hofdichter.

Ha ha ha ha! himmlische Phantasie, munteres Spiel der Laune, köstlich, ganz köstlich!

Prinzeß Tausendschönchen.

Hörst du, wie er flattert, wie er schwirrt, wie er plappert, der rothe, gelbe, grüne Zeisig? Ach, mein Vater, mein Vater!

König Brimborius.

Was wünschest du denn, meine Liebe?

Prinzeß Tausendschönchen.

Da, da, wer ist da, wer steht da, wer lacht da? O, was ist das für ein grinsend Angesicht!

König Brimborius.

Aber den Hofdichter solltest du doch kennen!

Hofdichter.

(Ich will es ihr nicht vergessen, so lange ich lebe, wahrhaftig: grinsendes Gesicht!)

Prinzeß Tausendschönchen.

Er soll geprellt werden, der Hofdichter, daß er in Schwung kommt.

König Brimborius.

Wenn dir das ein Vergnügen macht —

Hofdichter (erschrocken).

O, ich bin gar nicht in der Verfassung, Ew. Majestät, nicht in dem Zustande; ich habe mein Kleid erst vom Schneider bekommen, Majestät, das Zeug ist erschrecklich theuer, wenn es Risse bekommt, bedenken nur Ew. Majestät!

König Brimborius.

Na, wenn Er sieht, daß es meiner Tochter eine angenehme Unterhaltung gewährt.

Hofdichter.

(O, ich Unglücklicher, das Kleid ist noch nicht bezahlt, was wird der Schneider sagen, er macht mir kein neues auf Borg!)

Prinzeß Tausendschönchen.

Fort, fort, alle hinaus, ich will euch nicht sehen, nicht hören, ich will allein sein. (Alle ab.)

Neunte Scene.

Prinzeß Tausendschönchen (allein).

Ich denke, ich fühle, ich sinne, — ich kann, kann mich nicht besinnen, wie es gewesen, vordem! Ist's ein Traum, ein Traum? Es liegt auf mir, so schwer, so schwer! Eine Unruh', eine Angst, ich zittere, ich bebe! Nur die häßliche Gule dort krächzt und lacht! Weh, weh, ich muß vergehn, langsam vergehn! Es verzehrt mich! es verzehrt mich!

(Traurig ab.)

(Schluß folgt).

Rathschläge für die Aufführung.

Zum Schluß noch einige Winke über Costümierung und dgl.

Der König, so wie ihr ihn oben abgebildet seht, trägt als Unterkleid einen weißen Frauenrock und eine



Fig. A.

Jade mit Aermeln, Reichsapfel und Scepter mit ausgeputztem Kartoffelkopf, wie beifolgende Fig. A zeigt; ersterer ist aus einer vergoldeten Kohlrübe oder einem kleinen Kürbis leicht herzustellen. Wie die goldene Krone

gemacht wird, wißt ihr sicher. — Als Mantel wird ein möglichst bunter Teppich malerisch um die Schultern geschlagen. Die Krone, wie sie auch die Hofherren tragen, faltet man einfach aus einem längeren, eine Handspanne breiten Papierstreif (Fig. B, C) der von a nach b auf



Fig. B.

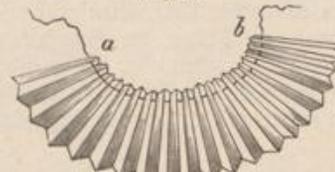


Fig. C.

einen Faden gereiht wird, damit man ihn um den Hals binden kann.

Wer ein wenig Geschick in Papparbeiten hat, wird ohne viel Mühe den Fächer der Prinzessin aus bun-

tem, mit den Rückseiten zusammengeklebtem Papier in ähnlicher Weise herstellen. Auch giebt es für diesen Zweck ganz niedliche Cotillonfächer. — Das Baretchen wird vortrefflich und durchaus ächt in der Form, aus einem alten Cylinderhute gefertigt, den man wie Fig. D andeutet,



Fig. D.

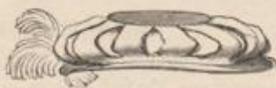


Fig. E.

seiner Höhe nach in mehrere Theile spaltet, ohne dabei den Deckel oder die Krempe zu verlegen. Er wird alsdann wie Fig. E zeigt, zusammengedrückt und die Oeffnungen mit dünnem Stoff, z. B. mit einem buntseidenen Taschentuche ausgefüllt. NB. Letzteres wird nicht etwa zerschnitten.

Die Hofherren tragen Beinkleider bis zum Knie, lange (Frauen-)Strümpfe und Schuhe. Die gewöhnlichen Alltagskleider eines Knaben lassen sich leicht durch Aufnähen von bunten Borten oder Puffen zu „altdeutscher“ Kleiderform umwandeln; oft genügt auch schon das bloße Umwenden des Rodes. Sehr hübschen Effect macht es, wenn die Hofherren im Streit den Kopf etwas einziehen, so daß sich die Krausen heben wie das Rad eines Truthahnes. Falsche Nasen, große Brillen und dgl. erhöhen die Wirkung. — Der Erziehungs-rath hat eine große Ruthe und eine Tasche mit Zuckerdüden an der Seite hängen. Er und der Philosoph tragen sich wenn möglich ganz schwarz. — Der Koch erscheint in dem bekannten weißen Kostüm. Sein Baret, weiß und sehr groß, fertigt man am besten aus weißem Seidenpapier, welches an einen weißüberzogenen Pappereif geklebt wird. — Der Kellermeister wird von einem ganz kleinen Knaben dargestellt, der möglichst dick ausgestopft erscheint, das kleine Stumpfnäschen etwas röthlich geschminkt als das weinroth verschwimmende Gesicht mit bläulichem Bartansfluge. Dem Schneider darf Scheere, Elle und ein Bündel Papierbänder nicht fehlen. Er ist spitzbärtig, möglichst mager und leichtfüßig. Der Herold trägt auf Brust und Rücken ein großes buntes Wappenschild, in der Hand einen langen vergoldeten Stab (Vorstbesenstiel mit vergoldetem Apfel oben daran). Die Hexe kann, wenn die Mädchen die Rolle nicht übernehmen wollen, auch von einem Knaben gespielt werden. Sie muß möglichst häßlich, mager und gebückt erscheinen, und eine braune Kapuze auf dem Kopfe tragen, aus welcher zu beiden Seiten graues langes Haar (Hanf oder Flachs) wirr herabhängt. Das Gesicht ist grau geschminkt, um die Augen ein rother Ring. Eine große Habichtsnase ziert das Ganze. — Peter, der Schuster, erscheint in schwarzen Kniehosen, rothen oder blauen Strümpfen, in Hemdärmeln, mit bunten Hofenträgern, ein kleines Käppchen auf dem Kopfe und mit weißer Lappschürze. — Leo

erscheint ähnlich, jedoch ohne Schürze, die er beim Arbeiten nur über das Knie gelegt hat und beim Aufstehen sofort abwirft. Als Prinz, im letzten Act, ist er wie der König gekleidet, auf dem Kopfe einen schmalen Goldreif mit einer langen, schönen Feder. — Barbara trägt auf unserm Bilde eine Haube, die ihr leicht nachmachen könnt. Sie wird aus weißem starkem Papier gefertigt. Fig. F giebt den Schnitt des Kopstheils. Dieser wird



Fig. F.

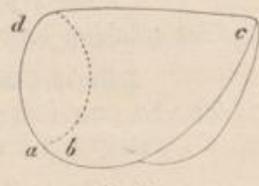


Fig. G.

bei a und b rund zusammengebogen und genäht (geklebt), wie in Fig. G gezeigt ist. Fig. H ist alsdann so daran zu befestigen (bei a b d), daß die Haube entsteht. Die zwischen den Streifen entstehenden Lücken werden mit rosa oder blauem Seidenpapier ausgefüllt, ähnlich wie im Baret Fig. E.

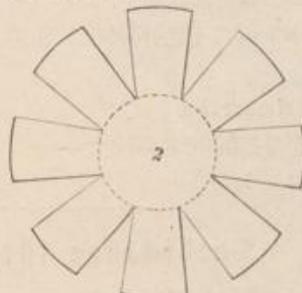


Fig. H.

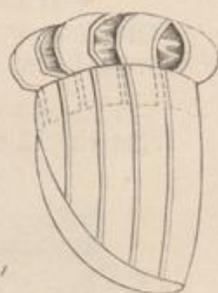


Fig. I.

An den Rändern der Haube Fig. I kann man noch ein Streifen Tüll als Garnitur anbringen, welches am Hinterkopfe etwas reicher gefältelt ist als vorn bei c. Die Längsstreifen werden aus buntem Papier geschnitten und aufgeklebt. Das Uebrige zeigt euch das Bild.

Bärte zum Ankleben mit Gummi erhaltet ihr für wenig Geld beim Friseur, unter dem Namen Bartwolle. Schwarze Farbe zum Malen der Bärte giebt jeder Kork, der an dem einen Ende etwas abgebrannt wird. Die anderen Farben, besonders für „feinere“ Gesichtsmalerei zaubert euer Farbekasten. Nur hütet euch, daß ihr damit nicht dem Munde oder den Augen zu nahe kommt. Und nun wohlauß zum fröhlichen Spiel.

Fedor Flinger.



Der gute Herr Augustin.

Ballade von
Ferdinand Wähler.

In Gotha steht ein Mannesbild
An eines Hauses Ecke;
Es trägt nicht Harnisch, Helm und
Schild,

Daß man darob erschrecke,
Steht da im Bürgerkleide schlicht
Mit mildem, stillem Angesicht.
Daß er was Großes je gethan,
Sieht man ihm im Gesicht nicht an.

Zur Seit' ihm steht ein Kinderpaar
Mit aufgethanen Händen,
Dem reicht aus seinem Sackel dar
Er reichlich milde Spenden.
Und fragest du: „Wer ist der Mann?“
Man sähe dich verwundert an;
Denn jedes Kind dort kennet ihn:
„Das ist der gute Herr Augustin!“

In diesem Hause groß und weit,
So geht im Volk die Sage,
In selbstbegnügter Einsamkeit
Verbracht' er seine Tage.
Nicht Weib und Kinder hold und werth
Hatt' ihm der liebe Gott bescheert;
Nur Arme gingen ein und aus,
Und stille war's im weiten Haus.

Man sah ihn wohl den ganzen Tag
Bei seinen Büchern weilen,
Und nie lockt' ihn ein Festgelag
Der Becher Lust zu theilen.
Doch wenn er trat aus seiner Thür
Gelassen in die Welt herfür,
Lief's vor ihm durch die Gassen hin:
„Da kommt der gute Herr Augustin!“

Was brauchst' er doch für lange Zeit
Auch für die kleinsten Gänge!
Raum war er zwanzig Schritte weit,
So stand er im Gedränge.

Wo Kinder sich im Spiele drehn,
Da mußt' er mitten inne stehn
Und wen er lockend zu sich rief,
Ihm freudig in die Hände lief.

Denn lauter gute Dinge traun
Barg er in seinen Taschen,
Die einen lustig anzuschau'n,
Die andern gut zu naschen;
War's Semmel oder Zuckertant,
Ein buntes Bild, ein seiden Band,
Ein Apfel, eine welsche Ruß —
Von allem hat er Ueberfluß.

Mit Taschen übergelad und schwer
Ging er aus seiner Kause;
Bis auf den Deut die Taschen leer
Kam wieder er nach Hause;
Doch wenn man ihn zum nächsten sah,
War aller Vorrath wieder da:
Weil ihm das Herz stets liebewarm,
Die Hand nie ward an Gaben arm.

Und als er alt und lebensfatt
Sich still zum Sterben legte —
Kein Mensch an seiner Lagerstatt,
Der seiner sorgt' und pflegte.
Die Kinder fragten her und hin:
„Wo bleibt der gute Herr Augustin?“
Sie schlüchen vor sein Kämmerlein,
Sie blinzten durch den Spalt hinein.

Da hat ein fremdes Knabenpaar
In schimmernden Gewanden,
In Himmelschöne licht und klar
An seinem Bett gestanden,
Die dürren Lippen ihm genezt,
Mit frommen Sprüchen ihn geeszt,
Mit süßen Sängen ihn erquickt
Und ihm die Augen zugedrückt.

Felix Mendelssohn - Bartholdy.

Von J. Stieler.

Original-Zeichnung von Woldemar Friedrich.

(Schluß.)



Im Mai 1833 folgte Mendelssohn einem Rufe nach Düsseldorf, um dort das Rheinische Musikfest zu dirigiren, und machte dabei Händel's Oratorium „Israel“ zum ersten Mal in Deutschland bekannt. Es war damals die Blüthezeit der Düsseldorfer Malerschule, und eine Anzahl liebenswürdiger und ausgezeichnete Künstler hatte sich hier zu einem fröhlichen, thätigen Leben zusammengefunden. Felix fühlte sich in ihrem Kreise sehr behaglich, und auch dort wünschte man ihn festzuhalten. Am Tage nach dem Musikfeste bot ihm der Magistrat die Stelle eines städtischen Musikdirektors an, und Felix war geneigt sie anzunehmen. Sein Vater, der ihn mit seinem Besuche freudig überrascht hatte, war mit diesem Entschlusse vollkommen einverstanden; er hielt es für sehr wichtig, daß Felix in bestimmte Pflicht und Verantwortung komme. — Dieser widmete sich nun mit der ihm eigenen Kostlosigkeit seinem neuen Amte; die Hoffnung, seine Opernangelegenheit mit Zimmermann dabei zu erledigen, erfüllte sich aber nicht.

Felix komponirte seine „Schöne Melusine“, begann sein großes Oratorium „Paulus“, studirte den „Messias“ ein, dirigirte wöchentlich mindestens eine Oper und übte sich dabei fleißig im Zeichnen und Malen, wobei die befreundeten Künstler ihm fördernd zur Seite standen.

Noch ehe das Probejahr abgelaufen war, erhielt er einen glänzenden Antrag von Leipzig, wo man ihn als Direktor der bekannten berühmten Gewandhaus-Concerte gewinnen wollte. Dieses ehrwürdige Institut, das im Jahre 1735 von Seb. Bach begründet, sich noch immer eines ausgebreiteten Rufes erfreut, wieder auf die volle Höhe seines segensreichen Wirkens und Ansehens zu bringen, war für Felix, bei seiner großen Verehrung für den alten Meister Sebastian, eine verlockende Aufgabe. Die Unterhandlungen begannen, und nachdem Mendelssohn noch eine glänzende Saison in London mitgemacht, trat er am 4. October 1835 seine Stelle in Leipzig an.

Das herzliche Entgegenkommen der Musiker und aller Betheiligten, die warme, lebendige Theilnahme des Publikums machten ihm den neuen Aufenthalt

bald lieb und heimisch, und er hoffte, wie er selbst schrieb, einen erfrischenden Quell angenehmer Thätigkeit dort zu finden. Aber mitten in der Freude an diesen wohlthuenden Eindrücken traf ihn der härteste Schlag seines Lebens, — der ganz unerwartete Tod seines Vaters.

Man mußte es wissen, mit welcher innigen, wahrhaft frommen Liebe und Ehrfurcht Felix an seinem Vater gehangen, wie dessen Billigung und Zufriedenheit die erste Frage bei allen seinen Unternehmungen gewesen, um die gewaltige Erschütterung zu begreifen, die bei dieser Nachricht sein ganzes Wesen durchbebte. Er eilte nach Berlin, um dem Begräbniß beizuwohnen und der Mutter doch den Trost zu bereiten, alle ihre Kinder um sich zu sehen.

„Es ist das größte Unglück, das mich treffen konnte“ — schreibt er an einen Freund. „Es muß nun für mich ein neues Leben anfangen oder Alles aufhören; das Alte ist wie abgeschnitten. Du weißt, wie meine Seele an ihm hing, und ich kann sagen, daß während meiner langen Abwesenheit ich kaum eine Stunde verlebt habe, ohne an ihn zu denken. — Das Einzige bleibt nun das, seine Pflicht zu thun, und dahin suche ich es auch zu bringen mit allen meinen Kräften, denn er würde es so verlangen, wenn er noch da wäre; und ich will nicht aufhören, nach seiner Zufriedenheit zu streben, wenn ich sie auch nicht mehr genießen kann. Ich gehe nun mit doppeltem Eifer an die Vollendung des „Paulus“, da der letzte Brief des Vaters mich dazu trieb. Mir ist's, als müßte ich nun Alles aufwenden, um den „Paulus“ so vollkommen als nur möglich zu vollenden, und dann denken: er nehme doch noch Theil daran.“

Und einem andern Freund, der ihn zur Taufe seines Kindes gebeten hatte und dessen Einladung er bei seiner Rückkehr nach Leipzig vorkam, erwidert er: „Wie war mir's so eigen, als ich Deinen lieben Brief, der nur Freude athmet und der mich auffordert, mich mit Dir zu freuen, in dem Augenblicke erhielt, als ich wieder hier in meine leere Stube trat, es zum ersten Mal so recht tief fühlte, was es heißt, das bitterste, schmerzlichste Unglück zu erleben, weil ich nicht bloß den Vater, an dem ich mit ganzer Seele hing, verloren habe (ein Gefühl,

das ich mir schon seit meiner Kindheit als das herbste dachte), sondern auch meinen besten Freund, meinen Lehrer, im Leben wie in der Kunst — —. Wenn Du aber in späteren Jahren einmal Deinem Kinde von denen erzählst, die Du zu seiner Taufe gebeten hast, dann laß mich nicht weg, sondern sage ihm, daß einer davon an diesem Tage sein Leben auch von Neuem, aber in einer anderen Bedeutung, angefangen habe, mit neuen Vorsätzen und Wünschen, mit neuen Bitten zu Gott."

Die allseitige warme Theilnahme, die Mendelssohn bei seiner Rückkehr in Leipzig zu Theil wurde, die rege Unterstützung seines musikalischen Strebens wirkte wohlthuend auf sein Gemüth. Er wußte, daß er bei dieser pflichtmäßigen Thätigkeit vollkommen im Sinne seines Vaters handelte, — und dieser Voratz, den wohl jeder bessere Mensch vom Grabe eines verehrten Todten mitnimmt, war für Felix die Nichtschmur, der leitende Gedanke seines Lebens.

So brachte denn der Winter dem musikliebenden Publikum einen überraschend reichen Kunstgenuß. Neue, noch unbekannte Werke wurden aufgeführt, ältere mit noch nicht gehörter Vollendung gegeben. Ungeachtet der vielen mit seinem Amte verbundenen zeitraubenden Geschäfte hatte Felix seinen „Paulus“ zu Ende März fertig gebracht und konnte denselben bei dem Düssel-dorfer Musikfeste, am 26. Mai 1836, zur Aufführung bringen.

Seit Haydn's Schöpfung hatte kein Oratorium mehr solche Sensation erregt wie dieses.

Von allen Anwesenden war wohl Felix selbst der einzige, der trotz des ganz außerordentlichen Beifalls nicht gänzlich von seinem Werke befriedigt war. Er änderte und kürzte noch, nachdem der Verleger schon mit dem Drucke begonnen hatte; er erwiderte auf alle Einwendungen seiner Freunde: „Ich muß doch so lange an meiner Arbeit forrigiren, bis ich's nicht mehr besser zu machen weiß.“

Nach dem Düssel-dorfer Musikfest wollte Felix zu seiner Erholung eine Reise unternehmen, die er aber in Folge eines Hilferufes seines kranken Freundes Schelble in Frankfurt opferwillig, wie immer, aufgab. Er schreibt darüber an seine Mutter: „Nächsten Sonnabend d. 4. werde ich nach Frankfurt gehen und am 8. zum ersten Mal dort den Cäcilien-Verein dirigiren. Freilich muß mein schöner Schweizerplan und das Seebad in Genua nun aufgegeben werden; aber, daß ich dem vortrefflichen Schelble und seinem Unternehmen einen Dienst leisten kann, ist mir auch viel werth. Es war nahe daran, daß der Cäcilien-Verein auseinander gehen sollte. Da sie nun alle

glaubten und hofften, daß meine Gegenwart“ das ändern könnte, so bedachte ich mich nicht lange, und will nun sehen, was sich in den acht Wochen thun läßt.“

Und es war viel, was er gethan und geleistet zur Erhaltung und Neubelebung des Vereins. — Aber das Opfer sollte nicht unbelohnt bleiben.

In Frankfurt lernte Mendelssohn seine künftige Gattin, die schöne, sanfte Cäcilie kennen, die, ein Bild der edelsten Weiblichkeit, sein Leben erfüllte und beglückte. Im März 1837 vermählte er sich mit ihr und reiste dann nach Birmingham, wo er für seinen „Paulus“ Ehren und Auszeichnungen einernete, wie noch nie vorher. Bei einem kurzen Aufenthalt in Düsseldorf überreichten ihm die Künstler daselbst eine Prachtausgabe des „Paulus“ mit den schönsten Kompositionen der Düssel-dorfer Maler und einer Widmung von Schröter auf dem Titelblatt. —

Im Herbst kehrte das junge Paar nach Leipzig zurück, und nun folgte eine Zeit des reinsten Glückes für Mendelssohn. Ruhm und Ehre wurden ihm im vollsten Maße zu Theil, und dabei eine durch inniges Einverständniß und Wohlhabenheit gesegnete Häuslichkeit. Nur ein Wunsch blieb übrig, — nämlich der, daß der Vater sich dieses Glückes mit freuen könnte. —

Felix hatte inzwischen sein zweites großes Oratorium „Elias“ begonnen, und eine Cantate zur vierhundertjährigen Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst komponirt. Die Unterhandlungen in Bezug auf Errichtung eines Musik-Konservatoriums in Leipzig hatte er gleichfalls eingeleitet und durch den Ertrag zweier von ihm eigens dafür veranstalteter Concerte die Grundlage eines Fonds für ein Monument Sebastian Bach's herbeigeschafft. Das Zustandekommen eines Bachdenkmals betrachtete Felix als eine Ehrensache und Pflicht der Dankbarkeit, und betrieb die Sache auf das eifrigste. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, die alten großen Meister, und vor allen Händel und Bach, wieder allgemein bekannt und geehrt zu machen, und unbestritten gebührt ihm das Verdienst, diese Grundpfeiler deutscher Musik durch seine Beharrlichkeit der Neuzeit wieder zugänglich gemacht zu haben. —

An diese rastlose und erfolgreiche Thätigkeit schloß sich noch die Bemühung, seinem treuen Leipziger Orchester eine bedeutende Gehaltserhöhung zu erwirken, sowie die unablässige Sorge für die Förderung und Unterstützung unbemittelter junger Talente. —

In allen seinen Briefen jener Zeit spricht sich

sein Dankgefühl aus für so viel, viel Gutes, was ihm zu Theil geworden. — Aber auch dieses so befriedigte und glückliche Dasein sollte nicht ungetrübt bleiben.

Als der geistreiche und kunstliebende Kronprinz von Preußen als König Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg, war, unter manchen weitreichenden Plänen, eine Lieblingsidee von ihm die umfassende Ausbildung der Akademie der Künste, wonach die sogenannte Klasse für Musik zu einem Konservatorium im großartigsten Style erweitert werden sollte. Felig war als Direktor dieses Institutes in Aussicht genommen. Aus den Unterhandlungen ergab sich aber gar bald, daß die Aufgabe nicht weniger mißlich als ehrenvoll war.

Zwischen den wohlwollenden Absichten des Königs und deren Erfüllung lagen ernste Schwierigkeiten, um so schwerer zu beseitigen, als die Ausführung des Planes Personen übertragen war, welche denselben theilweise mehr hinderten als förderten. — Um diese Aufgabe zu übernehmen sollte Mendelssohn seine ihm so lieb gewordene Stellung und Thätigkeit in Leipzig aufgeben, wo überdies das eben im Entstehen begriffene Konservatorium ihm fast die Pflicht zum Bleiben auferlegte.

Nach manchen verdrießlichen Erörterungen siegte endlich doch der Wunsch der Mutter und Geschwister, ihn in der Nähe zu besitzen, und er verpflichtete sich vorläufig für ein Jahr das Amt zu übernehmen. Aber er kam mit getheiltem Willen und getheiltem Herzen nach Berlin. Als man bei einem Abschiedständchen sein Lied: „Es ist bestimmt in Gottes Rath“ sang, trat er unter die Sänger und stimmte in den Schlußvers:

„Wenn Menschen auseinandergehn, dann sagen sie: auf Wiedersehn“, mit voller Stimme energisch ein, und rief: „Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn!“

Ende Mai 1841 siedelte er nach Berlin über und erhielt den Titel eines kgl. Kapellmeisters, der ihm übrigens schon früher auch von dem König von Sachsen verliehen worden war. Der erste Auftrag, den er vom König erhielt, war die Komposition der Musik zur Antigone des Sophokles. Geopannt sah man der Aufführung dieses vor mehr als zweitausend Jahren geschriebenen Trauerspiels entgegen, das nun mit der Musik des jugendlichen Kapellmeisters wieder auferstehen sollte. Die Aufführung fand am 28. Oktober im kgl. Schlosse zu Potsdam vor dem Hofe und den dazu eingeladenen Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft statt, an welchen damals Berlin

sehr reich war. Der Eindruck war ein überraschender, der Beifall einstimmig.

Im Januar begannen die Concerte, deren Direktion ihm der König übertragen. — Das Unentschiedene seiner Stellung machte sich immer fühlbarer, und der Wunsch nach Leipzig zurückzukehren erwachte immer lebhafter in Mendelssohn. Die Orchester-Mitglieder lehnten sich bei den Proben gegen seine Anordnungen auf; von dem Konservatorium war keine Rede mehr, und so hatte der Meister weder Ruhe zu eigenen Arbeiten, noch eine ihm entsprechende öffentliche Thätigkeit gefunden.

Er verlangte seine Entlassung; der König verweigerte sie. Endlich nach vielem Hin- und Widersprechen und Sprechen kam man dahin überein, daß Mendelssohn im Dienste des Königs verbleiben sollte, indem er sich verpflichtete, die Aufträge desselben jederzeit vor anderen Arbeiten auszuführen, auch auf dessen Wunsch zur Direktion seiner Kompositionen oder anderer bedeutender Werke nach Berlin zu kommen, und dafür die Hälfte seines bisherigen Gehaltes fort beziehe, dagegen volle Freiheit habe, zu leben wo er wolle.

Auch Felig Mutter, Geschwister und Freunde, wie ungern sie ihn wieder scheiden sahen, waren froh über diese Lösung, da sie das Unbehagliche seiner Stellung in Berlin selbst fühlten und zugehen mußten.

So kehrte er denn im Spätherbst 1842 nach seinem geliebten Leipzig zurück, wo er wie ein theurer Angehöriger jubelnd empfangen und mit Beweisen der Liebe und Anhänglichkeit überhäuft wurde. — Um die Mutter für seine Abwesenheit zu entschädigen, schreibt er, solle sie nun über den andern Tag einen Brief, abwechselnd von ihm und Cäcilie, und darin ausführliche Berichte über ihr Leben und Treiben erhalten.

Seine erste Sorge war nun wieder das Zustandekommen des Leipziger Konservatoriums, für welches er auch die Theilnahme des Königs von Sachsen zu gewinnen wußte. Dieses nachmals so berühmte Institut trat ohne großes Aufheben zu machen bald darauf fertig ins Leben. Hochgeachtete und berühmte Namen fanden sich unter dem Lehrpersonal, dem sich bald auch Moscheles anschloß, der von dem lebhaftesten Interesse für die Schöpfung seines jungen Freundes erfüllt, London verließ, um sich an derselben zu betheiligen. Im Auftrag des Königs sollte nun Mendelssohn die Musik zur Athalie von Racine und zu Sophokles Oedipus schreiben; dabei hatte er wöchentlich mindestens ein wenn nicht zwei Concerte zu dirigiren. Ueber diese seine Thätig-

keit, sowie über das eben vollendete und sehr gelungene Monument Sebastian Bach's berichtet er der Mutter in einem längeren Brief vom 11. Dezember, dem Geburtstag seines Vaters, indem er sie in liebevollster Weise seines geistigen Naheseins an diesem ihm so heiligen Tage versichert. Aber noch ehe der Brief in ihre Hände kam, hatte ein Schlagfluß ihrem Leben plötzlich ein Ende gemacht. Mit ihr ging verloren, was der Tod des Vaters ihm noch gelassen, — das elterliche Haus. Felix empfand dies tief und in seinem ganzen Umfang. Er schreibt an seinen Bruder Paul: „Daß Du nichts von dem, was ich an Fanny geschrieben, gehört hast, darin spricht sich aus, was uns wohl täglich deutlicher und fühlbarer werden wird: daß der Vereinigungspunkt fehlt, in welchem wir uns immer noch als Kinder fühlen durften. Waren wir es auch nicht mehr den Jahren nach, durften wir es doch dem Gefühle nach sein. Wenn ich an die Mutter schrieb, so hatte ich damit an Euch alle geschrieben, und Ihr wußtet es auch. — Das ist nun alles vorbei. Doch habe ich wieder angefangen zu arbeiten und das ist das einzig richtige. Als ich aber gestern in die Probe kam und dirigiren sollte, da wurde mir bei dem ersten Lied so wehe, daß ich hinausgehen und mich ausweinen mußte. So schleicht die Zeit hin, aber was wir gehabt haben, wird uns nicht weniger lieb, was wir verloren, nicht weniger schmerzlich mit der Zeit.“

So verblieb denn Mendelssohn in seiner Stellung in Leipzig, wurde aber oft nach Berlin gerufen, daß er sich selbst scherzweise einen musikalischen Geschäftsreisenden nannte. Neben den zahlreichen Arbeiten für den König war nun auch sein Oratorium „Elias“ fertig geworden, und neuerdings beschäftigte ihn der Plan, eine Oper zu schreiben, über welche er sich nun mit Emanuel Geibel in's Benehmen setzte und deßhalb zur Besprechung mit diesem edlen Dichter auf einige Zeit nach Berlin kam. Man wählte als den Stoff der Oper: die Sage von der Loreley.

Mit Sorge bemerkten jetzt zum ersten Male die Freunde eine unverkennbare Aenderung in seinem Wesen. Seine Gesundheit war erschüttert; er klagte oft über heftiges Kopfsweh, alles Geschäftliche war ihm lästig und ermüdete ihn sichtlich; die eigenthümlich jugendfrische Heiterkeit war einem gewissen Ueberdruß gewichen. Man drang in ihn, sich für einige Zeit Ruhe zu gönnen; er versprach es. Bei der Abreise von Berlin machte ihm Fanny Vorwürfe, daß er nun seit Jahren nicht mehr an

ihrem Geburtstage bei ihr gewesen. — „Verlaß dich darauf“ — erwiderte er, ihr noch beim Einsteigen in den Wagen die Hand darauf gebend, — „das nächste Mal bin ich bei dir.“ —

Nach Leipzig zurückgekommen, suchte er sich von öffentlicher Thätigkeit möglichst frei zu machen; seine Müdigkeit nahm zu. „Der Wirrwar des Lebens“, wie er sagte, war ihm widerwärtig. Dabei aber war er selbst dauernd thätig, und sein Wesen blieb von unveränderter Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit.

Fast hätte er sich einmal mit seinem Hausarzte überworfen, weil dieser entschieden verlangte, er sollte seinen alten Diener, der schwer erkrankt war, in's Spital bringen lassen. Er erklärte fest, daß er den treuen, braven Menschen in seinem Hause behandelt haben wolle, daß der Diener ein Mitglied seines Hausstandes sei wie jedes andere, und daß — ihm die ärztliche Hilfe verweigern, nichts anderes heiße, als sie seinem Hause verweigern. Dies half; und obgleich der Kranke selbst die nachsichtige Güte seiner Herrschaft auf manche schwere Probe stellte, wurde er treu und liebevoll von derselben bis zu seinem Ende verpflegt. In rührender Weise berichtet Felix seinem Bruder und seinem Freund Klingemann über die Krankheit und den Tod seines guten, alten Johann, und wie sehr er und die Seinigen den treuen Menschen betrauernten.

Im Frühlinge des Jahres 1847 ging er wieder nach England, und feierte große Triumphe bei Aufführung seines Elias sowohl, als auch durch sein Klavierspiel.

Von England begab er sich nach Frankfurt, wo er, der Abrede gemäß, Frau und Kinder fand, und mit ihnen, wie er sagte, nun des Sommers recht froh werden wollte, um sich von den Aufregungen der letzten Jahre zu erholen. Da traf ihn wie ein Wetterschlag aus heiterm Himmel, die Nachricht von seiner Schwester Fanny jähem Tode.

Vollkommen wohl und heiter hatte sie am Nachmittage den 14. Mai eine Gesangsprobe für die nächste Sonntagsmusik in ihrem Gartensaal veranstaltet. Plötzlich fühlte sie ihre Finger auf den Tasten erstarren und überließ ihren Platz am Flügel einem der Anwesenden, um die Musik nicht zu unterbrechen. Man sang die Walpurgisnacht. Die Hände in heißem Essigwasser badend, hörte sie bei geöffneten Thüren im zweiten Zimmer mit Wohlgefallen zu und rief wiederholt: „Wie schön das klingt!“ Nach einer halben Stunde glaubte sie das Uebel völlig beseitigt und wollte eben in den Musiksaal zurückkehren, als eine zweite Lähmung eintrat.

Sie verlor das Bewußtsein und war in wenigen Stunden eine Leiche.

Der Tod dieser hochbegabten Frau war für den ganzen Kreis ihrer Freunde und Bekannten ein unerfetzlicher Verlust. Felix, der von seiner frühesten Kindheit an durch das innigste Verständniß, sowohl im Leben als in der Kunst, mit ihr verbunden war, mußte diesen Verlust wohl noch am härtesten empfinden.

„Was wir Geschwister verloren,“ schreibt er an einen Freund, — „und ich nun gar, dem sie in jedem Augenblick so gegenwärtig war, mit ihrer

wohlgethan haben. Kommen sie herein, so wird's besser; ich kann ihnen stundenlang zuhören und zusehen.“ —

Felix begab sich nun mit seiner Familie nach Baden-Baden und nach kurzem Aufenthalt daselbst nach Interlaken, seinem Lieblingsorte. Sein Bruder Paul hatte sich mit Frau und Kindern auch dort eingefunden. Sie lebten in tiefer Zurückgezogenheit, und Felix schrieb an seine Schwester Rebekka: „Die grimmigen Regentage, die uns so fest in's Haus bannen, sind mir gar nicht unlieb, sie geben mir Gelegenheit den ganzen Tag mit den drei ältesten



Güte und Liebe, und der ich keine Freude ohne den Gedanken an ihre Mitfreude erleben konnte, und den sie von jeher so verzogen und so reich gemacht hatte durch den Reichtum ihrer schwesterlichen Liebe, — ich glaube, das ermessen wir alle noch gar nicht, sowie ich immer noch meine, es könne nicht wahr sein. Und doch weiß ich dann wieder, daß Alles wahr ist. Aber es ist schwer, sich hier mit der rechten Demuth und Festigkeit weiter zu finden.“ — — —

„An Musik kann ich noch gar nicht wieder denken, da wird es mir ganz leer und wüßt um's Herz. Nur die fröhlichen, unverwüßlich heitern Kinder-Gesichter sind es, die mir in diesen Tagen

Kindern zubringen. Sie schreiben, rechnen, studiren ihr Latein bei mir, — und in den Freistunden tuschen sie Landschaften oder spielen und thun tausenderlei Fragen, worauf die Hauptantwort ist und bleibt: „Das verstehst du noch nicht“, — wie sie mir von unserer guten Mutter noch immer in den Ohren klingt.“

Im September kehrte Mendelssohn nach Leipzig zurück. Er arbeitete an seinem neuen Oratorium „Christus“ und an seiner Oper. Im November sollte er nach Wien gehen, um seinen Elias einzustudiren und zu dirigiren, im Winter für einige Wochen nach Berlin, um nach dem Wunsche des Königs seine neuen Kompositionen zur Aufführung,

zu bringen. Dazu lag noch Vieles vor, was er vor seiner Abreise von Leipzig erledigen wollte. Auf alle Vorstellungen, daß er sich nicht so anstrengen, sondern schonen möge, erwiderte er: „Das Leben ist so kurz, man muß wirken, so lange es Tag ist.“ Mitte Oktober wurde Mendelssohn plötzlich von einem heftigen Kopfleiden befallen; der Arzt erklärte den Anfall für gefahrlos und derselbe ging auch glücklich vorüber; die Erholung aber rückte sehr langsam vor. Am 25. schrieb er seinem Bruder: „Es geht mir zwar, Gott Lob, täglich besser und die Kräfte kommen allmählig wieder; aber die Idee, heute über acht Tage nach Wien zu reisen, — und das wäre der späteste Termin — scheint mir noch ganz undenkbar. Ich habe schon hingeschrieben und gefragt, ob sie's nicht um acht Tage aufschieben könnten; aber wie gesagt, ich glaube nicht an die Möglichkeit der Sache, und wie mir's scheint, werde ich wohl hier bleiben müssen. Neues kann ich in keinem Fall jetzt eingehen; ja wenn man nicht Versprechen halten müßte; aber das muß man! Nun ist nur die Frage, ob Du am Sonntag kommen könntest? Sage „Ja!“ ich glaube, Du thätest mir wohlter, als meine ganze bittere Medicin.“

Am 30. Oktober machte Mendelssohn noch einen kleinen Spaziergang mit seiner Frau vor dem Mittagessen. Die Luft that ihm wohl und er äußerte den Wunsch, denselben nach Tisch zu wiederholen. Dies unterblieb; im Laufe des Nachmittags aber befiel ihn plötzlich eine tiefe Ohnmacht. Der Arzt erklärte diese für einen Schlaganfall und den Zustand des Kranken für hoffnungslos; das Bewußtsein kehrte zwar wieder und Felix sprach noch bis zum 3. November Mittags zeitweise klar und sogar heiter mit Cäcilie und seinem Bruder Paul, den man nach diesem zweiten Anfall sogleich von Berlin nach Leipzig berufen hatte. Nun aber wurde er unruhiger, Paul schalt ihn scherzhaft und Felix ging noch in seiner lebenswürdigen Weise darauf ein. Wenige Minuten später fuhr er plötzlich auf, augenscheinlich durch einen furchtbaren Schmerz im Kopfe emporgerissen, er stieß mit angstvoll weit geöffnetem Munde einen gellenden Schrei aus und sank in's Kissen zurück. Von nun an lag er in einem dumpfen Schlummer, antwortete nur noch Ja oder Nein, und einmal, auf Cäciliens zärtliche Frage: wie er sich fühle? — „Müde, sehr müde.“ Dann schlummerte er ruhig fort. Den 4. November Abends 9 Uhr 24 Minuten stockte der Athem; — ein reiches, edles Leben war zu Ende.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Trauer-

kunde nicht nur in Leipzig selbst, sondern auch in der ganzen Umgegend, in dem benachbarten Dresden und in seiner Vaterstadt Berlin. Von nah und ferne strömten Freunde, Schüler und Verehrer herbei, das theure, stille Antlitz noch einmal im Tode zu sehen.

In einem reichen Sarge, auf Atlasstiften, bedeckt mit Lorbeer- und Blumenkränzen, umgeben von Palmen und anderen seltenen Gewächsen, lag, wie in einem geheiligten Haine, die entseelte Hülle des edlen, zu frühe verbliebenen Meisters.

Die Leichenfeier sollte in der Universitätskirche stattfinden. Am Nachmittage desselben Tages sammelte sich der ungeheure Trauerzug vor dem Hause des Dahingeschiedenen und setzte sich unter dem Geläute der Glocken und den Klängen der Trauermusik in Bewegung. Der Sarg, mit schwarzer, in Silber gestickter Sammtdecke, war mit den in Leipzig gebräuchlichen Liebesgaben der Befreundeten, einem Walde von riesigen Palmenzweigen bedeckt, die wallend und wehend, denselben wie eine Friedensinsel in dem bunten Menschengewühl erscheinen ließen. Die vier Ecken des Bahrtuches wurden von seinen nächsten Freunden und Kunstgenossen getragen, unter diesen befanden sich Moscheles und David.

Alle Plätze und Straßen waren erfüllt von Menschen, alle Fenster besetzt. Auf langem Umwege bewegte sich der Zug langsam durch die Stadt, an dem Gewandhaus, der Stätte von Mendelssohns Wirken, vorüber nach der Kirche. Voran zogen Musiker, eines seiner „Lieder ohne Worte“ blasend, das Moscheles eiligst zu diesem Zweck instrumentirt hatte; sechs Geistliche im Ornat schritten hinter dem Sarg, dann der Bruder und die übrigen Verwandten, die Vorstände aller musikalischen Institute, eine unabsehbare Reihe von Schülern und Freunden, deren im Laufe des letzten Tages noch viele aus der Ferne herbeigekommen waren, Mendelssohn diese letzte Ehre zu erweisen. Es dämmerte bereits, als der Zug bei der Kirche anlangte. Als der Sarg abgehoben wurde, umrauschten die Palmenzweige die Stirnen der Nächststehenden; es war, als wollte der todte Freund ihnen noch einen Friedensgruß spenden. In der Kirche tönte von der Orgel herab eine Trauermusik von Mendelssohns Komposition. Während des Chorals: „Jesus, meine Zuversicht“ — wurde der Sarg auf eine Erhöhung auf dem Chor aufgestellt, sechs große Kandelaber daneben. Die Kirche war hell erleuchtet, im Hintergrunde befanden sich die Sänger und sein treues Orchester. Chöre aus „Paulus“, die Trauerrede des Predigers Howard und der Schluß-

chor aus Sebastian Bach's Passion: „Wir setzen uns mit Thränen nieder, — Ruhe, sanfte, sanfte Ruhe!“ beendeten die erhabene Feier.

Als die Kirche wieder von Menschen leer und dunkel war, wurde noch eine in tiefe Trauer gehüllte Gestalt zu dem Sarge geführt. Es war Cäcilie, die von der Hülle des theuren Gatten den letzten Abschied nahm. Sie sank nieder und blieb lange, lange im Gebete liegen. — Mit dem stillen Heldennuth der Ergebung hat sie den unermesslichen Verlust ertragen. „Gott wird mir helfen, meine Kinder zu erziehen, daß sie des Vaters nicht unwürdig werden,“ wiederholte sie den sie besuchenden Freunden. In dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung suchte und fand sie Kraft zum Leben und Leiden.

Die Leiche wurde noch in derselben Nacht mit Extrazug nach Berlin gebracht, und unterwegs, in Dessau und Cöthen, mit frommem Liebergruß der Gesangsvereine empfangen, der gar schaurig durch die Nacht verhallte.

In Berlin hatte sich schon bei Tagesgrauen der Domchor und die Singakademie an dem Bahnhof eingefunden; unter den Klängen von Beethoven's Trauermarsch wurde der Sarg abgehoben und nach

einer von dem Prediger Berduschet gehaltenen, tief ergreifenden Rede in die Familiengruft gebracht, wo er an der geliebten Schwester Seite ruht.

Er hatte ihr noch im Tode Wort gehalten, es war der 8. November, — Fanny's Geburtstag.

Einer der bedeutendsten Kunstkritiker sagt über Mendelssohn:

„Das Leben, wie verlockend es ihn oft umspielte, hat den ungeheuern Ernst, der all sein Streben kennzeichnet, nicht zerstreut. Jene Bahnen, die er sich vorgeschrieben hatte, ist er gegangen und kein Glück der Erde hat ihn aus ihnen herausgelenkt. In diesem Ernst liegt das Geheimniß seiner ungeheuren Wirkung auf die Mitwelt. Alles Gute war seiner Hilfe von vorn herein versichert, dem Schlechten ewige Fehde geschworen. So half er durch Rath und That allen jüngern Künstlern, feuerte sie an durch sein Beispiel, führte sie ein durch seine Autorität. Er war ein erklärter Feind aller Anpreisungen und hielt es unter seiner Würde, für seinen Ruhm anders als durch Leistungen zu sorgen. So bleibt er in meiner Erinnerung das Bild des vornehmsten aller Künstler, die ich je gekannt habe.“

Wir theilten dieses schöne und rührende Lebensbild unseren Lesern zugleich, wie schon gesagt, als eine Probe mit aus dem soeben im Verlage von Alphons Dürr in Leipzig erschienenen Werke: **Deutsche Tonmeister**. Biographische Erzählungen und Charakterbilder, der musikalischen Jugend gewidmet von J. Stieler. Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von H. Bürkner, Claudius, Fedor Flinzer, Woldemar Friedrich, Eugen Klimsch, C. Ofterdinger und Paul Thumann. Preis 6 M.

In diesem ausgezeichneten biographischen Werke der von unseren Lesern längst herzlich verehrten Verfasserin der Lebensbilder von Claudius, Rietschel, Reinick, Mozart, Beethoven, Senefelder u. s. w. wird der Jugendliteratur eine Schöpfung von edelstem und gediegenem Werthe zugeführt, die nie veralten wird. Der ideale Geist, die Reinheit der Gesinnung, die herzbezwingende Wärme, die ernste Begeisterung für jedes hohe Streben, welche diese so spannend erzählten biographischen Charakterbilder durchwehen und beleben, ergreifen und entzücken jedes empfängliche Gemüth und üben eine, wie wir das aus eigener Beobachtung erfahren haben, wahrhaft segensreiche Wirkung auf die jugendlichen Leser aus. Unsere Literatur bietet nur wenige Werke, die in wirkungsvoller Weise wie dieses, während sie belehren, die Jugend zu begeistertem Nachstreben ausgezeichnete Charaktere anregen. Es ist uns eine Herzenssache, diesem Buche unsere wärmsten Segenswünsche mit auf den Weg zu geben. Die Illustrationen der bedeutenden und beliebten Künstler bedürfen wohl keiner weiteren Empfehlung.

Der Herausgeber.

Sprüche von Friedrich Güll.



inter Abendwolken sacht
Wandelt her die Sternennacht.
Aus des Morgennebels Flor
Tritt der heitre Tag hervor.

Weltlich Lied auf Lerchenflügeln
Biegt sich über Thal und Hügel;
Geistlich Lied mit Adlerschwingen
Will bis in den Himmel dringen.

Das ist ein hoher Geist, ein wahrhaft großer Mann,
Der flammend Tausende verwandter Geister
Für das, was Edles er anstrebt, begeistern kann
Zu freiem Dienst, als ihrem Herrn und Meister.

Alt wirst du nicht durch Menschenkunst,
Ein graues Haupt ist Himmelsgunst;
Doch jung an Herz und Geist zu bleiben,
Die schöne Kunst magst du betreiben.

Die alte Standuhr.

Weihnachtsmärchen von
Victor Blüthgen.

Mit Original-Zeichnung von Fedor Kliner.



In der Stube, in welcher die Kinder beschert bekommen hatten, war alles Licht schon seit einer Stunde erloschen, und durch die offene Kammerthür hörte man nebenan die Athemzüge der Schlafenden.

Da raschelte und schleifte es leise in der Thüröffnung und es kam jemand im weißen Hemdchen in die Stube geschlichen. Das war der kleine Paul. Er zog sein Deckbett und sein Kopfkissen nach sich bis zu dem Sopha; auf diesem machte er sich das Lager zurecht, kroch hinein und lag mäuschenstill. Er wollte recht, recht nahe bei seinen Geschenken schlafen, damit er sie früh gleich sehen könnte, sobald er aufwachte. Es war so dumm, daß er so früh schon hatte aufhören müssen mit ihnen zu spielen! Die Winternacht war ja so lang; eine halbe Ewigkeit dauerte es, bevor es wieder Tag wurde.

Die Stube war dunkel, aber er sah das Zweig des Christbaums, weil es noch dunkler war; und wenn er die Augen anstrengte, so meinte er in dem schwarzen Wirwar auf dem Plaze, wo seine Geschenke lagen, den einen und andern Gegenstand unterscheiden zu können. Er strengte wirklich die Augen an, so lange bis sie ihn schmerzten. Dann schloß er sie, und nun hörte er bloß noch.

Vor den Fenstern draußen, auf der winterlichen

Straße, war es fast ganz still; wenn jemand vorüber ging, dämpfte der weiche Schnee seine Schritte. Ganz fern war es, wie wenn Leute sängen. In der Stube aber war etwas immer lebendig, nämlich die große Standuhr.

Diese Uhr hatte einst Pauls Großmutter gehört, und sie bestand aus einem hohen, schmalen Schranke, der oben einen breiteren Aufsatz hatte, und in dem Aufsätze erblickte man hinter einer Glascheibe das große Zifferblatt von Porzellan; von weitem sah die Uhr aus wie eine Figur, und das Zifferblatt war das Gesicht dazu. Der Schrank war auswendig sehr schön, denn er war voll eingelegter Figuren und Schnörkel aus Elfenbein und Perlmutter. Aber das merkwürdigste an der Uhr war zweierlei. Nämlich sie konnte auf kleinen Glöckchen, die sie in sich trug, sechs Lieder spielen, und sie spielte jedes Mal eins davon, so oft der große Zeiger auf der Zwölf stand, also vierundzwanzig mal des Tags; war das Lied zu Ende, so schnarrte es in der Uhr, und dann schlug sie die Stunde. Außerdem aber: die beiden Male, wo der kleine Zeiger auch auf der Zwölf stand, knackte es über dem Aufsatz, und es kamen dort Figuren heraus, die Mutter Maria mit dem Christuskinde auf dem Arme und einer Goldkrone auf dem Kopfe, und rechts und links kleine hübsche Engel, welche auf Wolken ritten.

Der kleine Paul hatte das alles schon vor Jahren

Probe aus: **Hesperiden**, Märchen für Jung und Alt. Von Victor Blüthgen. Mit Original-Illustrationen von Fedor Kliner, Woldemar Friedrich, Eugen Klimsch, S. Lüders, D. Pleisch und Paul Thumann. In prachtvollem Leinwandband. Preis 6 M. Verlag von Alphonse Dürr in Leipzig.

Wir haben die angenehme Aufgabe, außer den Deutschen Tonmeistern von J. Stieler hier noch eine zweite Sammlung auf anderem Gebiete unseren Lesern mit gleicher Wärme empfehlen zu können. Auch der Verfasser dieser Märchen ist unseren Lesern seit Jahren ein stets willkommener lieber Gast. Jung und Alt haben wir uns an dem Reichthum, der Originalität seiner Erfindungen und der seltenen Frische und Formenschnöheit seiner Dichtungen erfreut.

Stets eigenartig und amüßant, von einer künstlerisch geklärten Phantasie getragen, die sich mit liebenswürdigem Humor auch in die Welt des Kleinsten vertieft und dann wieder in machtvoller Entfaltung großartige Stoffe beherrscht, lustig und doch innig und gemüthstief, lassen sich diese Märchendichtungen unserer Ansicht nach nur mit denen eines Andersen und Laanders vergleichen. Sie zählen nicht zu jenen schnell wieder verschwindenden Dilettantenschöpfungen auf diesem Gebiet, sondern reihen sich ein in die bleibenden Schätze unserer Literatur.

Auch einige der den Lesern dieses Blattes bereits bekannt und liebgewordenen Märchen, wie die Hulegeisterchen, die Schneckenpost, der Thautropfen, die Unglücksraben u. s. w., sind in diese Sammlung mit aufgenommen, deren bei weitem überwiegender Theil aber Originale von erhöhter künstlerischer Reife sind.

Wenige Gaben halten wir für so geeignet, wie diese, zugleich der Büchersammlung unserer Jugend wie dem Salontisch zur Zierde zu gereichen. — Unsere ersten Illustratoren haben diese Prosadichtungen mit besonderer Vorliebe und in persönlicher Zuneigung zu dem Verfasser mit einer reichen Anzahl kleiner Meisterwerke geschmückt.

Der Herausgeber.

bewundert, wenn er die Großmutter besucht hatte, und er dachte oft daran, wie sie jedes Mal, wenn die Uhr spielte, die Thür zum Vorsaale geöffnet hatte, wo die Uhr gestanden, und dann auf den langen Teppichläufern auf und ab gegangen war und dazu mit ihrer alten zitternden Stimme gesungen hatte: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“, oder: „Befiehl du deine Wege“, oder was die Uhr sonst spielte. Nun war die Großmutter todt und die Uhr hatte der Vater zu sich genommen in die Wohnstube.

Tif, taf! machte der Pendel, aber nicht so laut wie bei den Wanduhren, weil er hinter der Thür im Schranke drinnen ging, und auch nicht so schnell und munter, sondern schlürfend und ernsthaft, wie der Schritt der Großmutter auf dem Teppichläufer. Und der kleine Paul auf dem Sopha sagte auch in Gedanken: tif, taf — tif, taf — — und er konnte nicht anders als immer horchen, wie es in dem Uhrschranke drinnen hin und wieder ging — —

Eben that die Uhr einen Ruck, und das Glockenspiel fing an zu klingen: „Eine feste Burg ist unser Gott“ — — und danach schlug es schnarrend Elf; der kleine Paul zählte es ab; und dann wollte er wiederum weiter sagen: tif, taf. Aber die Uhr sagte gar nicht mehr: tif, taf, sondern ganz deutlich: flimm, flamm! und zugleich wollte es ihn bedünken, als vernähme er ein feines Knistern und verspüre einen schwachen Lichtschein im Auge. Er fuhr mit dem Gesicht herum, und da sah er, wie an dem Christbaum ein Licht nach dem andern aufknisterte und sich entzündete: flimm, flamm — da brannten zwei Lichter, flimm, flamm — wieder zwei Lichter, und so ging es fort, bis auch das höchste Licht auf der Spitze entzündet war, welches der Weihnachtsengel in der Hand hielt. Dem kleinen Paul lachte das Herz im Leibe, denn jetzt konnte er alles deutlich sehen, was unter dem Baume lag; gerade vor sich hatte er die Festung mit den Wachtposten, wie er sie gestellt hatte, und die große Kanone, und dann den Säbel und die Zickzackscheren mit den bunt lackirten Holzsoldaten darauf. Und da hinten lag richtig der Hanswurst mit der großen Nase in schädiger Jacke und Zipfelmütze, die alle beide mit kleinen Schellen besetzt waren; er lehnte halb aufgerichtet mit dem Kopfe an dem Gitter des Christbaum-Kastens, und es wollte Paul so scheinen, als ob er ihn gerade ansehe und mit den Augen blinze.

Schnick, schnack — sagte mit einem Male die Standuhr — schnick, schnack, und da sprang der Hanswurst auf die Beine, daß alle Schellen klingelten, die er an sich trug. „Gott sei Dank,“ rief er lustig mit einem ganz feinen Stimmchen, „endlich kann

man doch einmal ein Glied rühren.“ Und dann schlug er einen Wurzelbaum durch die Luft. „Aber nun muß ich gleich sehen, wo die schöne Prinzessin hingekommen ist, die vorhin so dicht neben mir war; denn ich muß sagen, sie hat mir ausnehmend gefallen; ich werde sie wiederfinden und sollte ich den ganzen Tisch absuchen.“ Damit stieg er über die Kanone hinweg und weiter bis zu dem Plaze, wo die Geschenke von Pauls Schwesterchen Helene lagen. „Ich bitte um die Ehre, Ihnen aufzuhelfen zu dürfen, hochmächtigste Prinzessin,“ hörte ihn Paul hinter dem Christbaume sagen, und gleich darauf kam er zurück und führte die neue Puppe Helenens mit den Fingerspitzen.

„Ich weiß nicht, was Sie wollen,“ sagte diese, „ich bin gar keine Prinzessin.“

„Erlauben Sie,“ versetzte der Hanswurst, „das weiß ich besser. Sie tragen das herrlichste blaue Seidenkleid mit ächtem Spitzenbesatz, und dann haben Sie so etwas hoheitsvolles in den Augen und eine gewisse steife Haltung, welche sehr majestätisch ist. Eine Prinzessin kenne ich unter Hunderten heraus.“

„Dann sind Sie wohl auch ein Prinz?“ fragte die Puppe. „Sie tragen wirklich sehr schöne Kleider, alle Regenbogenfarben sieht man darauf. Und wenn Sie sich rühren, machen Sie Musik. Das ist außerordentlich.“

„Natürlich bin ich ein Prinz,“ nickte der Hanswurst. „Wo ich mich zeige, erzeuge ich Aufsehen, daran kann man einen Prinzen erkennen. Sehen Sie nicht den Zackenbesatz an meiner Mütze? Das bedeutet die Krone. Und das alles, was Sie hier erblicken, ist mir unterthänig. Aber ich will Ihnen erst einen Hofstaat holen; es schickt sich nicht, daß eine Prinzessin ohne Hofstaat ist.“ Damit lud er die Puppe ein, auf der Kanone Platz zu nehmen, und ging fort, und als er wiederkam, hatte er alle die kleinen Puppen aus der Puppenstube Helenens hinter sich, die mußten sich vor die Kanone stellen und knien.

„Ich werde Ihnen ein Fest geben“, sagte der Hanswurst zu der blauen Puppe. „Sie sind bei mir auf Besuch, und man muß für Unterhaltung sorgen. Ich führe Sie auf den Balkon dort, von da nimmt sich alles viel besser aus.“ Damit faßte er wieder ihre Hand mit den Fingerspitzen und führte sie eine kleine Treppe hinauf, die Paul früher nie gesehen hatte, in den Kasten, in welchem der Christbaum stand; der Puppenhofstaat folgte, und nun standen sie an dem Gitter wie auf einem Balkon und sahen auf die Kanone und die Festung und die Soldaten hinab. Der Hanswurst aber stieg wieder hinunter.

Zick, zack — machte die Standuhr. Zick, zack — „Zuerst giebt es eine Parade,“ sagte der Hanswurst. Und da fingen auch die Scheren mit den lackirten Soldaten schon an sich zu bewegen; erst zogen sie sich in die Breite, und dann in die Länge, ganz wie die Standuhr kommandirte: zick, zack — und so marschirten sie vorbei, erst die mit blauen Röcken und rothen Hosen, dann die mit rothen Röcken und grünen Hosen, welche die Käppi auf hatten. Die dritte Kompagnie aber war die schönste, denn sie bestand aus Gardisten mit rosa Röcken, und auf den Köpfen hatten sie große Bärenmützen mit Kokarden. Es war ein herrlicher Anblick. Zuletzt stellten sich die drei Kompagnien vor dem Balkon auf und präsentirten die Gewehre, und der Hanswurst pfiß dazu auf zwei Fingern und trommelte mit der andern Hand auf der Pappwand der Festung.

Piff, pass — sagte die Standuhr. Piff, pass — und da standen die Soldaten auf den Scheren und rührten sich nicht mehr. Der Hanswurst aber nahm die Finger vom Munde und rief: „Jetzt kommt das große Festungsmanöver!“ Und piff, pass — sprangen die Deckel von den Bleisoldaten-Schachteln, und was darin war, kletterte heraus. In der einen Schachtel befand sich Artillerie, die schleppte mühsam ihre Kanonen auf den Tisch hinunter. Der Hanswurst theilte alles in zwei Haufen, davon mußte der eine die Festung besetzen, der andre sich davor aufstellen und sie belagern.

„Los!“ schrie der Hanswurst. Und nun ging ein Schießen und Kanoniren an, daß einem Hören und Sehen verging und daß der kleine Paul dachte, in der Kammer nebenan müßte alles wach werden und herein kommen; aber es kam niemand. Die Puppen auf dem Balkon schrien, das konnte man manchmal hören, und der Hanswurst rief hinauf, sie sollten sich nicht fürchten, es wäre bloß blind geladen; dann hörte das Schießen auf und er kommandirte: „Sturm!“ Und nun kletterten die Belagerer auf die Festungsmauern, und das gab ein Stoßen und Fechten — —

Bum! ging es mit einem Male — das war die große Kanone, die der Hanswurst losgeschossen hatte. Die Bleisoldaten krochen so schnell sie konnten wieder in ihre Schachteln, und dann war alles still.

Kling, klang — sagte die alte Standuhr. —

Die kleinen Puppen auf dem Balkon waren alle umgefallen, bloß die große blaue Prinzessin stand noch fest. „Es war sehr interessant,“ meinte sie, „aber es greift die Nerven an. Mein ganzer Hofstaat ist ohnmächtig geworden.“

„Sehen Sie, daß sie eine Prinzessin sind?“

sprach der Hanswurst triumphirend. „So etwas kann nur eine Prinzessin vertragen. Warten Sie ein wenig, ich werde gleich Hülfe bringen.“ Damit ging er und brachte die Gießkanne der kleinen Helene herbei, welche diese am Abend gefüllt hatte; mit der stieg er die Treppe hinauf und begoß den Hofstaat, als wären es Blumen, bis alle die Puppen wieder aufgestanden waren. „Um Vergebung,“ sprach er dann, „ich werde jetzt ein Konzert veranstalten, aber ein ganz zartes; das wird Ihre Nerven wieder beruhigen.“

Kling, klang — machte die Uhr noch immer.

Und der Hanswurst trug die Gießkanne fort und kam mit dem Klimperkasten des kleinen Ernst wieder, und als er ihn auf den Tisch setzte, fing der an zu klimpern, ohne daß jemand daran drehte, und der Junge und das Mädchen oben darauf, die so hübsch gepußt waren, tanzten dazu. Aber das dauerte nicht lange, denn mit einem Male ging es in der Uhr: führe, fahre — führe, fahre — — das Klimpern hörte gleich auf und die Tänzer standen wie angewurzelt und hielten noch jedes ein Bein gegen einander in die Luft.

„Gefällt es Ihnen, eine Spazierfahrt mit mir zu machen, allergnädigste Prinzessin?“ fragte der Hanswurst zum Balkon hinauf. Die blaue Prinzessin nickte, und da kam schon die neue Kutsche Pauls mit den beiden Apfelschimmeln gefahren, aber nicht auf dem Tische, sondern unten auf den Dielen. Und als der Hanswurst die Puppe vom Balkon führte, da fragte diese ängstlich, wie sie da hinunter kommen sollte. Der Hanswurst aber sagte: „Nichts leichter als das, wenn Sie mir allergnädigst erlauben, meinen Arm um Ihre Taille zu legen.“ Er faßte sie auch gleich um den Leib und sprang mit einem Satz auf die Dielen; es ging so rasch, daß sie nicht einmal Zeit hatte zu schreien. Nun setzten sie sich in die Kutsche, und fort ging es, immer in Karriere um den Weihnachtstisch herum, der Hofstaat aber stand pudelnaß auf dem Tischrande und sah zu. Einmal fuhren sie so nahe an dem Sopha vorbei, auf welchem Paul lag, daß er dachte, er könnte sie mit den Händen greifen; aber sie kümmerten sich nicht um ihn.

„Halt!“ sagte die blaue Puppe in der Kutsche. „Ich bin ganz schwindelig.“ Und der Hanswurst sagte auch: „Halt!“ und die Apfelschimmel standen still. Da faßte der Hanswurst die blaue Prinzessin wieder um die Taille, und mit dem ersten Sprunge waren sie aus der Kutsche, und mit dem zweiten standen sie oben auf dem Tische. Ueber den ganzen Hofstaat waren sie hinweg gesprungen.

„Ich bin angegriffen,“ sprach die Puppe und wehte sich mit der Schürze Kühlung zu.



„Wie schade,“ meinte der Hanswurst; „ich hätte Ihnen gern auf dem Steckenpferde da unten etwas vorgeritten; und dann sind hier zwei Säbel, die hätte ich vor Ihren Augen mit einander sechsen lassen. Es wird gewiß daran liegen, daß Sie Appetit haben.“

„Sie sind sehr gütig,“ antwortete die Puppe. „Sie geben sich sehr viel Mühe meinethwegen.“

„Schönste Prinzessin,“ rief der Hanswurst und streckte bethauernd einen Arm in die Höhe, „wer nur ein einziges Mal Ihre Vergißmeinnicht-Augen gesehen hat, der ist gewiß bereit, alles für Sie zu thun. Und ich werde jetzt etwas außerordentliches für Sie thun, wogegen alles verschwindet, was Sie bisher gesehen haben. Essen Sie gern Nüsse?“

„Ja,“ lispelte die Prinzessin.

„Schön, ich werde Ihnen drei Nüsse mit der Nase aufknacken.“

Er pflückte drei Nüsse vom Christbaum, welche ganz tief hingen, und wartete einen Augenblick, wobei er nach der Uhr sah.

Knick, knack — sagte der Pendel in der Standuhr. Knick, knack —

„So, jetzt kam ich anfangen,“ meinte der Hanswurst, und nun schlug er mit seiner langen, spitzen Nase auf die Nüsse. Knick, knack — knick, knack —

ging das, bis die Nüsse auseinander brachen. Da schälte der Hanswurst die Kerne heraus und die blaue Prinzessin aß sie.

„Nun, was sagen Sie dazu?“ fragte der Hanswurst stolz.

„Es gehört viel Kraft dazu,“ antwortete die Puppe; „aber Sie können gewiß noch besseres.“

„Natürlich,“ sagte er, „und Sie sollen es gleich sehen. Wie heißen Sie, allerliebste Prinzessin, wenn ich fragen darf?“

„Karoline,“ versetzte die Puppe.

Im selben Augenblicke hörte Paul, daß die Uhr wieder etwas anderes sagte; nämlich sie sprach ganz deutlich: hip, hop — hip, hop —

„Passen Sie gefälligst auf,“ meinte der Hanswurst, „jetzt tanze ich Buchstaben.“ Damit stellte er sich auf den Kopf und begann so herumzutanzten; und die Puppe paßte auf, welche Buchstaben er tanzte.

„Reizend,“ sagte sie dann und sah ihn zärtlich an; „Sie haben meinen Namen getanzt, ich konnte ganz deutlich Karoline lesen.“

„Nicht wahr?“ rief der Hanswurst, der mittlerweile wieder auf die Füße gesprungen war. „Sie werden nicht leicht wieder jemand finden, der Ihnen Ihren Namen auf dem Kopfe vortanzt. Jetzt Numero drei!“

Wip, op — mochte plötzlich der Pendel in der Standuhr, und auf das hin fing der Hanswurst an zu springen, erst bloß einen Fuß hoch und dann immer höher und höher, bis zu dem höchsten Ast des Christbaums, wo das mächtige Zuckerherz hing mit der zuckergebakenen rothen Flamme oben darauf, das pflückte er im Springen ab und überreichte es zierlich der Puppe, indem er sich vor ihr auf ein Knie niederließ. Es war ein Zettel darauf geklebt, auf dem stand gedruckt:

Mein Herz glüht nur für Dich allein;

Sprich: willst Du nicht mein Eigen sein?

„Das war das herrlichste Kunststück,“ sagte die Prinzessin, wie sie den Zettel gelesen hatte, und war ganz roth geworden und sehr gerührt. „Einstweilen dürfen Sie mir einen Kuß geben, aber Sie müssen dabei die Nase ein bißchen auf die Seite thun.“

„Gilt es auf Abschlag?“ fragte der Hanswurst.

„Ja,“ antwortete die Puppe, „man kann sich glücklich schätzen, wenn man Sie zum Manne bekommt, denn Sie sind sehr unterhaltend und artig.“ Und sie machte die Augen zu, und der Hanswurst gab ihr einen Kuß, daß es schallte.

„Jetzt bin ich wirklich müde,“ meinte die Puppe, „und möchte schlafen. Sie können sich ein Stück davon setzen und mich einsingen. Erst aber können Sie meinen Hofstaat nach Hause schicken, denn zum Schlafen brauche ich ihn nicht.“

„Nur eine Kammerfrau,“ nickte der Hanswurst. Nun gingen die kleinen Puppen fort bis auf eine, welche das hübsche Häubchen trug; die begab sich zur Prinzessin, und beide legten sich auf den neuen Rock, den Paul bekommen hatte, und der Hanswurst setzte sich wieder auf seinen alten Fleck und sang ganz sanft mit seinem krähennden Stimmchen vor sich hin:

„Und der Hanswurst liebt die Prinzessin,
Und die Prinzessin liebt den Hanswurst —“

immerzu dasselbe, bis sie alle mit einander einschließen. Die alte Standuhr aber brummte: dunke, dunke — dunke, dunke — schneller wie vorher, und dabei erlosch ein Flämmchen auf dem Christbaum nach dem andern. Und wie das letzte erloschen war, sagte sie knack! — da brach aus dem Aufsatz droben ein goldheller Schein, und dort erschien die Mutter Maria mit dem Christuskinde und den Engeln. Die Uhr spielte ihr Lied, und die Engel sangen mit seinen Stimmchen dazu:

„Dies ist der Tag, den Gott gemacht,
Sein werd' in aller Welt gedacht,
Ihn preise, was durch Jesum Christ
Im Himmel und auf Erden ist.“

Das war alles so wunderlich, daß dem kleinen Paul auf dem Sopha das Herz hoch aufspochte vor Entzücken.

Dann schlug es Zwölf in der Uhr, und wie der letzte Schlag vorbei war, da war alles finster in der Stube. —

Der kleine Paul konnte lange nicht einschlafen; erst gegen Morgen schlummerte er ein wenig, und als er aufwachte, da waren alle andern schon aufgestanden und angezogen. Der Vater schalt, daß er nicht im Bette geblieben war, und als er erzählte, was er in der Nacht gesehen und gehört, da lachte man ihn aus. Aber die beiden Puppen lagen wirklich auf dem neuen Rocke, und dicht daneben das schöne große Zuckerherz. „Wenn es bloß herunter gefallen wäre, dann könnte es doch nicht ganz geblieben sein,“ meinte Paul.

Noch manchmal, wenn er abends im Bette lag und alles still war, horchte er auf das, was der Pendel in der alten Standuhr sagte, und das waren wirklich die aller verschiedensten Worte. Aber bei den Worten blieb es auch; ein Märchen ist nie wieder daraus geworden.



Die Wandervögel.

Frei nach dem Französischen. Von Heinrich Viehoff.

Initial von Paul Thumann.

Der Winter kam und macht zur
Wüste
Die Flur, einst voller Pracht
und Klang;
Die Vögel floh'n nach wärm-
rer Küste
Mit ihrer Lust und ihrem
Sang.

Doch sie uns bleibend zu entzieh'n,
Wird nicht dem schönern Strand gelingen;
Die Vögel, die den Winter flieh'n,
Der Frühling wird sie wiederbringen.

Sie bannt ihr Trieb aus unsrer Mitte,
Was sie nicht, aber uns gereut;
Denn Jeder in Palaß und Hütte
Hat ihrer Lieder sich gefreut.
So mögen ihre Melodien
Beglücktern Zonen jetzt erklingen!

Die Vögel, die den Winter flieh'n,
Der Frühling wird sie wiederbringen.

Sie werden unsrer Flur gedenken,
Und wann der Winter ausgebraut,
Den Flug zurück zum Haine lenken,
Den jetzt der wilde Sturm zerzaust,
Und werden künden: „Lenz erschien!“
Ihm ihre Willkommlieder singen.

Die Vögel, die den Winter flieh'n,
Der Frühling wird sie wiederbringen.

Und wenn die Büsche wieder sprießen,
Dann werden wir vom Gartenzaun
Die ersten Schwalben wieder grüßen
Und nach den lieben Staaren schaun;
Sie werden in ihr Häuschen zieh'n
Und bald den Jungen Futter bringen —
Die Vögel, die den Winter flieh'n,
Der Frühling wird sie wiederbringen.

Beim alten Förster im Gebirge.

Herbstferien = Erlebnisse. *)

Von

Adolf Müller.

Mit Original-Zeichnung von Fedor Klinger.



Die Herbstferien waren gekommen!

Drei unserer jungen Freunde, welche wir früher schon bei der Wanderung in's Waldgebirge zu den Hirschen kennen gelernt haben, sind mit dem Einpacken ihrer Wäsche und Kleidungsstücke eifrig beschäftigt. Auf ihre guten Zeugnisse hin ist den Knaben von Vätern und Lehrern die Erlaubniß

ertheilt worden, einige Tage der Ferien bei den guten Förstersleuten des Gebirgs zubringen zu dürfen. Des Försters Enkel Fritz, welcher als Zögling des Stadt-Gymnasiums ebenfalls heute seine Ferien angetreten, sollte die Knaben zu seinem Großvater begleiten. Die Reiseränzchen waren sorgfältig gepackt und unsere jungen Burschen zur Reise vollständig gerüstet. Da erschien des Försters Fritz, die Knaben abzuholen. Das war eine Freude! Rüstig ging's mit dem jugendlichen Führer den waldigen Bergen in der bläulichen Ferne zu.

Am Abend spät trafen unsere Wanderer in der Försterswohnung ein und wurden von den Förstersleuten heiteren Sinnes begrüßt. Der alte Förster freute sich sichtlich über den ihm schon angekündigten Besuch. Fritz mußte ihm aber gleich seine Schulzeugnisse vorzeigen. Die ging er, mit der Brille auf der Nase, gründlich durch. Unter herzlichem Wohlbehagen reichte er Fritz und den Andern die Hand und redete sie folgendermaßen an.

„Dein gutes Zeugniß, lieber Fritz, macht mir viel Freude; und auch ihr alle habt euch nach der Benachrichtigung eures guten Lehrers im Lernen und Betragen tapfer gehalten. Darum euch allen ein frisches, fröhliches Waidmannsheil! Euer Fleiß soll aber auch hier oben belohnt werden. — Sagt mal, habt ihr schon Wildsauen gesehen?“

Alle verneinten es.

„Die sollt ihr dieser Tage zu sehen bekommen, und auch von der Saujagd so viel als möglich kennen lernen.“

Indessen hatte die Frau Försterin das Abendessen aufgetragen, und die junge Gesellschaft ließ es sich bald gut schmecken. Was war das aber auch heute eine seltene Kost! Rehlebern! Die waren im Feist oder im Weißen (Fett) von Wildsauen geschmort. Sie schmeckten zwar, wie der Förster sich ausdrückte, etwas wildsig, aber im Ganzen doch viel kräftiger und gewürzreicher als Kalbsleber. Die Frau Försterin gab der Gesellschaft heute reines Malzbier zum Besten. Das schäumte so milchweiß in den Gläsern und labte die Knaben nach dem weiten Marsche sehr.

In großer Erwartung der Dinge, die da nächstens kommen sollten, gingen die Knaben zur Ruhe und träumten von den wilden Borstigen des Waldes, die ihnen die erhitzte Einbildungskraft ungeheuerlich genug vormalte.

Am andern Morgen früh, noch vor dem Kaffee, wurde schon die alte Freundin des Forsthoofs, die zahme „Lise“, die ihr von dem letzten Besuch wohl noch kennt, begrüßt und gefüttert. Der Schweißhund „Hirschmann“ hatte schon den Abend vorher die Ankunft des Besuchs laut angekündigt, war aber bald mit den Knaben auf friedlichem Fuße. In dem nahen Walde trieben die Eichhörnchen sich herum und benagten auf den Eichen die Eicheln. Fritz hatte seine Schutzbefohlenen dorthin geführt, und Alle belustigte das flinke Venehmen der schädlichen Mager sehr. Auch die scheuen Wildtauben lernten sie kennen, die der wald- und thierkundige Fritz mit täuschend nachgeahmtem Ruf in der hohlen Hand den im Jungholze verborgenen auf die hohen Eichen herbeilockte. Auch an landwirthschaftlicher Beschäftigung sollte es für die Jugend nicht fehlen. Rüstig half diese das Grummet auf der Waldwieje des Försters wenden, und tapfer packten gegen Abend Fritz und die Knaben an beim Aufladen.

So verging der schöne, warme Herbsttag, man

*) Fortsetzung von: Das Bild des Waldes. IV. Die Borstigen.

wußte nicht wie. Der Abend war herangekommen, und im traulichen Kreise saß die Hausgenossenschaft im Försterhaus nach dem Abendbrod um den Tisch zusammen. Die Knaben knackten Haselnüsse, welche sie mit Fritz auf einem Feldhaag am Waldrande heute weidlich gesammelt hatten.

„Ja, nun müßt ihr aber doch die Burschen erst recht kennen lernen, die ihr draußen im Wald zu sehen bekommen sollt,“ sagte der alte Förster und forderte seinen Enkel auf, ein Buch vom Fach

„Die wilde Sau oder das Wildschwein (*Sus serofo*) gehört unter den Säugethieren in die Ordnung der Dickhäuter oder Vielhüfer (*Multungula*), und bildet in der letzteren die Familie der Borstenthiere (*Setigera*). Der Name „Vielhüfer“ könnte irre führen, weil wir an den Läufen der Wildsau eigentlich nur zwei große Hüfe oder Schalen, wie bei den Wiederkäuern, gewahren. Allein bei näherer Untersuchung wird uns das Kennzeichen der Familie auch am Fuße des Wildschweins sichtlich. Die



herunter zu langen. Darin hatte der thierkundige Oberförster des Försters mit manchem Anderem über Wild und Wald auch das Naturgeschichtliche über die Wildsau oder das Schwarzwild, wie es in der Waidmannsprache heißt, niedergelegt.

„Jetzt hört aufmerksam zu,“ sprach der Förster, „damit ihr die Stellung, welche die Wildsau unter ihren Mitgeschöpfen in der Natur einnimmt, sowie ihre Lebensweise im allgemeinen kennen lernt. Bald sollt ihr die Borstigen auch leibhaftig sehen, und da wird euch noch so Manches anschaulich werden, was ihr euer Leben lang nicht vergesset.“

beiden großen Hüfe sind nämlich die Mittelzehen während die Aftierzehen oder waidmännisch Aftern hinten oder vielmehr neben an dem Fußgelenk als verkürzte, zurückgebliebene Zehen zu betrachten sind. Die übrigen Benennungen der Ordnung und Familie sind bezeichnend.

„Eine recht starke (große) fünfjährige Wildsau ist fast 1,5 Meter lang und 75 Cm. hoch. In dieser Stärke hat sie ein Gewicht von 250—300 Pfund. Das Thier besitzt eine sehr dicke Haut oder Schwarte mit rauhen Borsten, dazwischen im Winter ein feineres, kürzeres und dichterres Wollhaar oder Wolle.

Die weibliche Wildsau heißt Bache, die männliche der Keiler oder Keuler allgemein gleich schon vom ersten Jahre an. Die Farbe der Wildsau wird in der Waidmannssprache schon im allgemeinen richtig mit der Benennung „Schwarzwild“ gekennzeichnet. Näher untersucht, stellt sich heraus, daß der starke Kopf mit dem gestreckten Rüssel oder Gebrech grau durchschossen, das Gehör (Ohren) dunkler, die Oberseite des Leibes schmutzig schwarzbraun, fahl überflogen gefärbt ist. Die Unterseite ist dunkler, und die Läufe mit den Schalen schwarz. Bezeichnend ist der Stand der Borsten am Unterhals und hinteren Bauch. Da stehen die Borsten nach vorn, während der Strich der Haare doch sonst allgemein von vorn nach hinten läuft. Besonders am Vorderrücken stehen längere Borsten kamm- oder mähenartig empor, die dem Schwarzwild ein wildes Ansehen verleihen. Auch das Gebiß ist merkwürdig. Bache und Keiler haben oben und unten 6 Border- und beiderseits oben und unten 7 Backenzähne, sowie sehr hervorragende Eckzähne. Diese letzteren heißen bei der Bache Haken. Sie sind viel kleiner als die des Keilers. Diesem wachsen beiderseits aus der unteren Kinnlade hart an der oberen hinaus zwei große Eckzähne (Hauer) in einem Bogen, schneeweiß, kantig und scharf bis zu 15 Cm. Länge. Sie bilden das Gewerf oder Gewehr, die verwüstendste, gefährlichste Waffe des Keilers gegen Jäger und Hund. Die aus der oberen Kinnlade herauswachsenden Eckzähne heißen hingegen die Haderer, weil der ergrimnte Keiler sein Gewerf daran klappernd reibt oder wegt.

„Die Vermehrung des Schwarzwildes ist bei weitem stärker als die unseres andern einheimischen Wildes der hohen und Mitteljagd. Im März und April finden wir die jungen Wildsau oder Frischlinge in dem Lager, welches die Bache vorher umgebrosen oder gekesselt und mit Moos, Laub, trockenem Gras und Reifern ausgepolstert hat. Diese Frischlinge, gewöhnlich 4—12 an der Zahl, sind gar muntere, hübsch gefärbte Thierchen. Auf grauröthlichem Grunde ziehen sich gelbliche Streifen über den Körper. Die Bache hält sie Anfangs in einer einsamen Dichtung sehr heimlich und verläßt sie in den ersten Wochen nur, wenn sie zum Fraß geht auf's Gebräcke oder an einen Ort, wo sie im Boden wühlt oder bricht. Später zieht (geht) sie ihnen voraus und bricht ihnen vor, um ihnen die Nahrung bloßzulegen. Außerordentlich rührig und munter zeigt sich eine solche Familie. Ameisenhaft laufen die flüchtigen Kleinen aus- und ineinander, bald sich im Walde vertheilend, bald sich wieder der

Bache nähernd.*) Das Schwarzwild ist sehr gesellig und schlägt sich (verbindet sich) zu starken Rudeln. Ein Rudel dreijähriger und älterer Sauen nennt der Jäger auch ein Rudel grober Sauen.

„Die Grundzüge der Lebensweise des Schwarzwildes sind ungefähr folgende.

„Die Wildsau liebt mehr die Ebene als das Gebirge, obgleich der Harz, Solling, Hils und andere vaterländische Gebirge Lieblingsaufenthalte des Schwarzwildes waren. Ebenso findet sich dies Wild weniger im Norden. Denn es bedarf vermöge seiner Ernährungsweise, die es sich hauptsächlich durch Wühlen im Boden verschafft, milder Winter. In Deutschland bergen es hauptsächlich die Nadelholz- und Niederwald-Dickungen der preussischen Rheinprovinz, aber ebenso häufig die Waldungen Neworpommerns.

„Das Schwarzwild vernimmt oder hört und wittert oder riecht ganz vorzüglich, äugt (sieht) wohl seitwärts ziemlich, nach vorn aber schlecht. Schwerfällig, aber sehr kräftig gebaut, tragt oder trollt es gejagt mit aufgerichtetem Pürzel, Krinkel oder Leier (Schwanz) für den Sonntagsjäger nur zu schnell dahin. Vernimmt oder äugt es etwas nicht sicher, so stutzt es, trotzig den Kopf mit den kleinen blizenden Augen etwas hehend, wohl auch grunzend. Verwundet, schnaubt und wegt der Keiler. Ein solcher nimmt sofort Jäger und Hunde an, d. h. er rennt wüthend auf sie los und hant mit dem Gewehr oder den Hauern gefährlich von unten nach oben. Benutzt man mit ruhigem Blut und sicherem Auge den Augenblick des Aurrennens und duckt sich hinter einem Stamm oder auch nur dem kleinsten Naidel, oder springt auch nur flüchtig abseits, so rennt der Keiler in gerader Richtung vorbei, ohne sich wieder umzukehren. Die Bachen aber wenden wieder um nach dem Gegenstand ihres Zornes, beißen empfindlich um sich und suchen überdies noch durch Treten den Feind unter sich zu bringen.

„Die Wildsau wählt am Tage in Niederungen und Sümpfen trockene Stellen der Dickungen zu ihrem Lager, und das Rudel schiebt sich in den Kessel. Dieser ist eine geräumige Vertiefung mit Laub, Moos und Gras gefüllt. Im Gebirge steckt es sich in die geschlossensten Nadelholz-Dickichte. Ausgedehnte junge Fichtenstaaten mit Brüchen in

*) Nach der Zähigkeit heißen die Jungen überlaufene Frischlinge, im dritten Jahre dreijährige oder hauende Keiler und dreijährige Bachen, im vierten Jahre angehende Keiler oder vierjährige Bachen, im fünften und späteren Jahre Hauptkeiler oder Haupt-Schweine, sowie die Bachen fünfjährige oder starke Bachen.

der Nähe von Feldern und Wiesen liebt es sehr. Auf letztere zieht es bei einbrechender Dunkelheit in's Gebräcke. Hier bleibt es bis gegen Tagesanbruch. Vor Sonnenaufgang zieht es wieder zur Dichtung, brechend, wie am Abend beim Hinaustreten auf die Felder. Oder es wälzt sich (wälzt sich) in reinem Moraste wohlbehaglich, oder reibt und schlägt an Malbäumen die Zeichen seines Daseins und seiner Stärke. Bevor es sich lagert, macht es Wiedergänge, wie das übrige Wild. Es geht zu dem Ende auf seiner eigenen Fährte (Spur) ein- oder mehrmal zurück, ehe es sich im Lager niederthut oder legt. Bei seinem kräftigen Körper besitzt es eine ungemeine Ausdauer, und es trollt bei Mangel an Fraß in Einer Nacht wohl 5—10 Meilen weit.

„Das Schwarzwild bricht in der Erde theils nach Wurzeln von Farnkräutern, Kimmeln, Klee und Disteln, nach Schwämmen, nach Früchten, wie Eichel, Bucheln, wildes Obst, Kastanien, theils nach Kerfen und deren Larven, Schnecken und Würmern, der sogenannten Erdmast. In Kartoffel-, Hafer-, Erbsen- und Rübenfeldern richtet es oft arge Verwüstungen an. Auch frist es Mäuse, junge Hasen, Rehkittchen und Wildkälber, gefallenes (todtes) Wild, Aas, selbst Leichen, und sogar seine eigenen Jungen verschmäht es bei Mangel an Fraß nicht.

„Dem Walde ist es hiernach mehr nützlich als schädlich. Das, was es an Wegfressen von Eichel und Bucheln und durch Umbrechen auf einzelnen Waldsaaten verdirbt, macht es wieder gut durch seinen Fraß von schädlichen Kerbthieren und Würmern und durch das oft der natürlichen Waldfortpflanzung förderliche Auflockern des Bodens. Bei Mast verläßt es den Wald oft gar nicht. Aber die Felder! Seine Verwüstungen darin sind furchtbar. Obendrein treffen diese auch zuerst und am

härtesten stets den kleinen, armen Bauer, der mit seinen wenigen Ländereien meist an die Waldungen grenzt. Das ist eine bedenkliche Thatsache, und die schrecklichen Zerstörungen in den Gegenden des Niederrheins mahnen an ernstliche Abhülfe. Zwar ist schon die Schon- und Hegezeit des Schwarzwildes beseitigt, aber man hat sich noch nicht dazu entschließen können, die Wildsau gesetzlich für ein gemeinschädliches Thier, wie Bär und Wolf, zu erklären, das jeder auf seinem eigenen Grundstück schießen kann.

„Trotz alseitiger Verfolgung ist die Vertilgung dieser Wildgattung auch entfernt noch nicht gelungen, und es kann auch der Zeitpunkt noch gar nicht abgesehen werden, wann dies geschehen sein wird. Seine Vermehrung ist wenigstens in den guten Wildsau-Ständen bis jetzt noch stärker als sein Abschuß (Erlegen). Die Anzucht von Nadelholz und ausgedehnte Niederwaldungen bieten dem Wilde zu viel Schutz in undurchdringlichen Dickichten. Die Jagd auf dies Wild ist auch zu mühe- und gefahr- voll, erfordert zu vielerlei Kenntnisse und Geschicklichkeit, als daß sie von unseren Mode- und Sonntagsjägern mit Lust und Erfolg betrieben werden könnte. Dann ist das Wild viel schlauer und vorsichtiger als der gewöhnliche Jäger selbst. Es verläßt sehr ungern und niemals ohne vorheriges Sichern (Prüfen) die Dichtungen und läßt sich ohne gute und starke Hunde und geschickt geführte Treiben gar nicht mit Erfolg jagen.“

Die Beschreibung in des Oberförsters Buch endete hier. „Morgen also, sollt ihr sie selbst leibhaftig kennen lernen, die Borstigen,“ sagte der alte Förster. „Nun aber geht zu Bett. Ihr werdet müde genug vom tüchtigen Marsch und allem Erlebten sein. Gute Nacht!“

(Schluß folgt.)

Auflösung der Räthsel Seite 62.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

- | | | |
|--------------------------|--------------------------------|----------------|
| 1. Reiterei, Streiterei. | 2. Unverwundbar, unverwendbar. | 3. S, f und s. |
| 4. Uhrwerk, Fuhrwerk. | 5. Lotto, Motto. | |

Räthsel von **Otto Sutermeister.**

- | | | | | |
|-----------|--------------|----------------------------|-------------------|-----------|
| 1. Athem. | 2. Kinnlade. | 3. Abonnenten, Dirigenten. | 4. Einen Schwamm. | 5. Rügen. |
|-----------|--------------|----------------------------|-------------------|-----------|

Deutsche Rolandsbilder.

Von

Franz Xanth.

Mit Original-Illustrationen von R. Schuster.



ekanntlich hat auch das alte, ehren-
feste Halle a/S. einen gar stattlichen
Roland.

Vor hundert und etlichen Jah-
ren nun, erzählt der Chronist und
weist hiermit auf das siebzehnte
Jahrhundert zurück, wohnte in der Klausstraße da-
selbst ein lustiger Schreiner, der seiner großen
Schuhschnallen wegen von Alt und Jung der
Schnallenpeter genannt wurde und seiner durchtrie-
benen, aber meist harmlosen Späße halber in der
ganzen Stadt wohlbekannt und wohlgelitten war.
Nun ist aber schon seit alten Zeiten Kurzweil und
Reichthum selten beisammen gewesen, und so kam
es, daß auch Schnallenpeter mit harten Thalern
nicht sonderlich versehen war. Da kommt er denn
eines Tages zu einem reichen Kapitalisten, Herrn
Andreas Drachstedt, klopft artig an, macht einen
gehörigen Krachfuß oder auch zwei und bittet ihn,
er möge doch ein Einsehn haben und ihm mit
hundert Thalern behülfflich sein, sintemal sein Haus-
wirth ihn erschrecklich dränge wegen der lumpigen
Stubenmieth.

Herr Andreas Drachstedt hört den Bittenden
ruhig an, schüttelt aber dann verwundert die Perrücke
und spricht bedächtig: er möchte ihm die Summe
wohl geben, wer aber würde ihm Bürgschaft leisten?
Hundert Thaler fände man auch nicht so auf der
Straße. Der Schnallenpeter merkte wohl, daß dem
Herrn Drachstedt sein Geld sehr an's Herz gewach-
sen sei und nichts für ihn zu hoffen wäre. Er bat
deshalb den reichen Herrn um Entschuldigung, daß
er ihn belästigt habe, und wollte wieder gehen.

Herr Andreas Drachstedt aber, der gar ein
vorsichtiger Mann war, fürchtete, daß ihm der
Schnallenpeter einen Schabernack anthun möchte,
und rief ihm deshalb nach, ehe derselbe das Zimmer
verließ: „Wenn Ihr mir einen Bürgen stellt, der
angefessen ist und keine Schulden auf seinem Hause
hat, sollt Ihr die hundert Thaler haben,“ und ver-
meinte ihn damit los zu sein, so auch, daß der
Schnallenpeter nun keine Ursache habe ihn zu be-
schimpfen. Der aber merkt sich die Worte gar wohl,
geht in den „Kühlen Brunnen“, sein Lieblingsſchen-

(Schluß).

local, trinkt ein Glas Puff und zählt im Kopfe seine
Bekanntnen durch, entdeckt jedoch keinen, der Drach-
stedts Anforderungen an einen Bürgen entspräche.
Nergerlich erhebt er sich, um über den Marktplatz
nach seiner Wohnung zurückzukehren.

Da lacht er auf einmal laut auf, eilt sporn-
streichs zu Drachstedts Haus, klopft und pocht, bis
jener erscheint, und ruft ihm zu: „Herr Drachstedt,



(Rolandsäule in Erfurt.)

ich habe einen gefunden, nur ist selbiger an den
Füßen incommodirt, daß er nicht gehen kann, doch
ist er bereit Bürgschaft zu leisten. Wollt deshalb
die Gewogenheit haben, mit mir zu ihm zu gehen!

Wohl oder übel mußte Drachstedt mitgehen;
neben ihm zog bescheiden der Schnallenpeter ein-
her mit so kurzweiligem Gesicht, daß Alle, die auf
der Straße sie sahen, den Beiden nachfolgten.

Vor dem Roland endlich hält Schnallenpeter

an und spricht: Herr Andreas Drachstedt! Ihr versprach mir hundert Thaler zu leihen, so ich einen Bürgen fände, der hier angeessen ist, auch keine Schuld auf seinem Hause hat. Gebt die Summe also nur heraus!“ Drachstedt sah den Sprecher verwundert an und wußte in der That nicht, was der Schalk meinte. Da sagte der Schnallenpeter: „Hier ist mein Bürge!“ und zeigte dabei auf den überdachten Roland. Dann fuhr er fort: „Der hat sein eigen Haus, ist keinen Pfennig darauf schuldig und — wird Euch auch nimmer davon laufen!“

Mit diesen Worten drehte der Schelm sich um und ging lachend von dannen. Der reiche Geizhals aber stand da wie versteinert und mußte viel Spott und Hohn erdulden.

Und nun zum Schluß noch ein ergötzliches Geschichtchen vom Roland zu Stendal, der „wohl dreier Männer Länge überragt“, wodurch jedoch die Sage sich nicht hat abhalten lassen, auch um ihn ihr luftiges Gewand zu weben.

„Der Teufel,“ so berichtet sie nach Götzes urkundlicher Geschichte der Stadt Stendal, „kam einst in Gestalt eines fahrenden Bildhauers nach Stendal, stellte sich dem ehrbaren Rathe vor und sagte: der Roland sei zwar eine recht respectvolle Erscheinung, aber für die große Umgebung sei er doch noch viel zu klein. Wenn sie seiner Kunst vertrauen wollten, so sollten sie einen viel längeren Roland haben.

Die Herren antworteten: wenn der Roland für ihre Väter lang genug gewesen wäre, so sei er es für sie auch; überdies koste ein längerer Roland

ein gut Stück Geld. Also dankten sie dem vermeinten Künstler und sagten: sie wollten ihn nicht länger haben.

Mit diesem Bescheide entfernte sich der Teufel und erzählte den erstaunten Bürgern: „Der Rath will den Roland nicht länger haben.“ Die alten Bürger von Stendal waren aber sehr thatkräftige Leute. Die Kunde von der Gefahr, in der ihr Roland sich befinde, regte sie mächtig auf; so stürmten sie denn vor das Rathhaus und forderten Rechenschaft. Die Väter der Stadt wußten schier nicht, wie ihnen geschah. Umsonst war alles Zureden, umsonst die Erklärung, sie wollten den Roland nur „nicht länger“ haben. Die tobende Menge versteht nur, daß man den Roland nicht länger noch haben wolle; der Tumult wird größer und größer. Schon mischt sich in das wilde Geschrei der Menge das Klirren der Fensterscheiben, und wuchtige Schläge machen die verrammelten Thüren des Rathhauses erzittern. Da verwandelt sich plötzlich der wüste Lärm in schallendes Gelächter.

Ein Rathmann hatte zur Aufklärung der Menge mit Kreide auf eine Tafel geschrieben: „Wir wollen ihn nicht länger haben; der Roland ist ja lang genug.“

Die Bürger belachten das Mißverständniß, schämten sich ihres höchst unehrerbietigen Gebahrens und suchten den bösen Schalk, der ihnen solchen Schabernack gespielt hatte. Sie fingen ihn auch endlich ein und steckten ihn in den Thurm; aber er verschwand ihnen, so erzählt die Sage, wie Rauch.

Thüringische Sagen und Geschichten.

Von Wilhelm Osterwald.



Das Kind von Brabant.

Wie die Prophezeiung Klingors erfüllt wurde, indem Ludwig VI., der Sohn des Landgrafen Hermann, Elisabeth, die Tochter des ungarischen Königs Andreas II., heirathete, die als Heilige heute einen gefeierten Namen hat, das habe ich in einem früheren Jahrgange der „Deutschen Jugend“*) bereits erzählt und daselbst die schönsten Sagen aus ihrem vielbewegten Leben mitgetheilt.

Ludwigs Bruder und Nachfolger Heinrich Raspe,

der seine fromme Schwägerin Elisabeth so lieblos von der Wartburg und aus Eisenach vertrieben hatte, starb kinderlos im Jahre 1247, und nun erhob sich ein großer und langer Streit um die Herrschaft über Thüringen und den Theil von Hessen, der dazu gehörte, welcher viel Elend über das Land brachte.

Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, ein Sohn Zuttas, einer Tochter des Landgrafen Hermann, hatte Land und Lehen schon zum größeren Theil in Besitz genommen, als es ihm von der verwitweten Herzogin von Brabant, Sophie, der ältesten Tochter des frommen Ludwig und der heiligen Elisabeth, streitig gemacht wurde, indem sie

*) Siehe die Sage von der heiligen Elisabeth in dem Artikel: „Die Wartburg“, im 2. Bande der „Deutschen Jugend.“

die Landgrafschaft Thüringen für ihren dreijährigen Sohn in Anspruch nahm.

Um ihr Recht wahrzunehmen, zog sie mit ihrem Kinde nach Hessen. Ein ansehnlicher Theil des thüringischen und hessischen Adels trat auf ihre Seite und wollte ihrem Sohne, dem Kinde von Brabant, dem Enkel der heiligen Elisabeth, zur Landgrafschaft verhelfen, da der Mannesstamm der alten thüringischen Landgrafen nach hundertundsiebenzehenjähriger Regierung mit Heinrich Raspe erloschen war.

Da jedoch Deutschland dazumal keinen Kaiser hatte, der den Streit hätte schlichten und die Erbfolge mit Geseßkraft feststellen können, und die Streitenden sich auf friedlichem Wege nicht zu vereinigen vermochten, so verschanzte sich Heinrich der Erlauchte auf der Wartburg, von der er bereits Besitz genommen hatte, mit einer starken Besatzung.

Unter den Rittern des Landes war großer Unfriede: sie hielten sich meistens trotzig zwischen den Lagern der Streitenden und hielten es mit keiner von beiden Parteien, denn sie wollten keinen Herren über sich haben, sondern spielten in übermüthiger Wildheit und Zuchtlosigkeit selbst die Herren.

So führten z. B. die Ritter Herbig von Hörfelgau und Hans Ahe das Vieh von Eisenach und allen umliegenden Dörfern weg und trieben es den Hörfelgrund hinauf. Die Bürger von Eisenach wie auch die von Kreuzburg, denen es nicht besser ergangen war, setzten den Räubern nach und sandten Boten an den Burgvogt von Tampeberg über Waltershausen, der auch viel Volk aus der Laube, das heißt aus dem Thüringer Walde sammelte und ihnen zu Hülfe zog; aber es wurden im Kampfe viel Eisenacher erschlagen, und der Vogt selbst gerieth in Gefangenschaft.

In dieser Zeit wurden viele neue Burgen im Lande erbaut, denn jeder Ritter wollte sein eigenes Schloß haben.

Auch um Eisenach entstand in dieser unruhigen Zeit mehr als eine Burg, denn die Bürger dieser Stadt waren endlich durch den Rathsherrn Heinrich von Belsbach bewogen, sich zur Partei des Kindes von Brabant zu halten. Sie standen also gegen Heinrich den Erlauchten, der in der Wartburg lag. Sie besetzten und befestigten den nahen Metilstein und umbauten die Wartburg mit noch zwei Burgen auf der gegenüberliegenden Seite des Berges: der Frauenburg, die jetzt die Viehburg genannt wird, und der Eisenacher Burg, und benannten sie mit kräftiger Besatzung, also daß der Wartburg jegliche Zufuhr abgeschnitten wurde.

Die Herzogin Sophie, die Mütter des Kindes

von Brabant, hatte selbst mit dem Muthe eines mannhafsten Helden ihren Einzug in Eisenach gehalten. Denn als der Rath des biederen Heinrich von Belsbach noch nicht durchgedrungen war und die Bürger die Thore der Stadt noch vor ihr verschlossen hielten, ergriff sie voll Ingrimm eine mächtige Streitart und hieb mit solcher Kraft in das St. Georgenthor, daß man die Spuren des Hiebes noch nach zweihundert Jahren in dem Eichenholz sehen konnte.

Bald darauf aber wandte sie sich an den Markgrafen Heinrich den Erlauchten selbst und lud ihn ein, zu einer Besprechung mit ihr nach Eisenach zu kommen und zu sehen, ob der Erbstreit sich nicht noch gütlich beilegen lasse.

Der Markgraf ließ sich dazu auch bereit finden und kam an dem bestimmten Tage von der Wartburg nach Eisenach herunter. Da nun viele angesehenere Männer unter den Freunden der Herzogin ihm erklärten und bewiesen, daß der Sohn der Tochter Ludwigs, das Kind von Brabant, nähere Ansprüche auf das Erbe habe als der Sohn seiner Schwester, so reichte der nun überzeugte Markgraf der Herzogin seine Hand und sagte: „Wohlan, liebe Frau Base, so möge meine getreue Hand dir und deinem Sohne unbeschlossen bleiben, bis ein Kaiser gewählt ist, der zwischen uns richtet und entscheidet.“

Aber kaum hatte er das gesagt, so trat der Marschall Helwig von Schlotheim mit andern Rittern rasch an ihn heran und sagte: „Um Gott, Herr, was wollt Ihr verheißten? Wenn es möglich wäre, daß Ihr mit einem Fuße schon im Himmel ständet und mit dem andern noch auf der Wartburg, so solltet Ihr viel eher den Fuß aus dem Himmel zurückziehen und zu dem auf der Wartburg setzen, als diese Perle aller Burgen aufgeben.“

Da wandte sich der Markgraf wiederum an die Herzogin und sagte: „Liebe Base, ich muß mir die Sache doch noch einmal überlegen und den Rath meiner Getreuen anhören.“

Da verlangte die Herzogin, er möge doch sein näheres Anrecht auf die Landgrafschaft mit einem theuren Eide beschwören, wenn er es könne, und der Markgraf war bereit dazu und beschwor sein Recht auf Thüringen auf eine Reliquie der heiligen Elisabeth, welche die Herzogin auf den Altar gelegt hatte; und zwanzig Eideshelfer schworen mit ihm.

Da weinte die Herzogin vor Zorn und Kummer und riß den Handschuh, welchen die Hand des Markgrafen berührt hatte, von der Hand und warf ihn in die Luft, indem sie rief: „O du, der du

aller Gerechtigkeit Feind bist, Fürst der Hölle, nimm hin diesen Handschuh und alle falschen Rathgeber dazu!"

Und siehe, der Handschuh verschwand in der Luft und ward nimmer wieder gesehen. Von den bösen Rathgebern des Markgrafen aber soll keiner eines guten Todes gestorben sein.

Als nun der Krieg um die Erbfolge hell entbrannte, sammelte der Markgraf seine Freunde auf der Wartburg. Die Eisenacher hielten die drei Burgen um die Wartburg scharf besetzt. Aber in einer stürmischen Regennacht schlichen die Freunde des Markgrafen von der Wartburg mit Sturmleitern heimlich hinab durch den Hain nach dem Metilstein zu, und wirklich gelang es ihnen, die Burg von der hinteren Seite des Berges, da, wo er am steilsten ist, zu ersteigen. Es war jene Stelle, wo die hohen Felsen stehen, welche sich wie zum Kusse entgegenneigen und welche die Sage aus der Versteinering eines Mönches und einer Nonne hat hervorgehen lassen. Die Markgräflichen drangen glücklich in die Burg ein, eroberten sie, nahmen die Besatzung gefangen, steckten die Burg in Brand und zerstörten sie von Grund aus, und so fand das überaus fest und gut gebaute Schloß, das in ganz Thüringen nicht seines Gleichen gehabt hatte, seinen Untergang.

Nachdem aber diese stärkste Befestigung gefallen war, zerstörte der Markgraf mit leichter Mühe auch die

zwei naheliegenden, leichter gebauten Burgen der Eisenacher: die Frauenburg und die Eisenacher Burg.

In derselben Nacht, in welcher der Metilstein erstiegen wurde — es war die Nacht, die auf den Tag der Bekehrung St. Pauli folgte, am 25. Januar 1262 — griff der Markgraf auch die Stadt Eisenach mit Sturm an und kam an die Mauer gegenüber dem Barsüßerkloster. Da sich inzwischen in der Stadt Parteien gebildet hatten und er unter der Bürgerschaft Freunde gewonnen, so riefen ihm die Bürger, die dort grade Wache halten sollten, zu: „Steiget in Gottes Namen her, wir sind es müde, so lange Ungemach mit Euch zu haben!“

So gewann der Markgraf durch Verrath die Stadt und ließ die Rathsherrn, die sein Recht nicht anerkannten, hinrichten, den vornehmsten und rechtskundigsten aber, den wackern Heinrich von Belsbach, der ihm am meisten zuwider war, ließ er sogar auf eine Blide oder Steinschlendermaschine legen, die vor der Wartburg stand, und ihn nach der Stadt hinunter schlendern.

Aber mit erschüttertem Muth und seiner lieben Herrin bis in den Tod getreu rief der hochherzige Mann, als er durch die Luft fuhr, um alsbald gräßlich zerfchmettert zu werden, mit lauter Stimme: „Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant!“

Räthsel.

Von
Friedrich Gull.

1.

Wie du willst, kannst du mich drehen,
Immer werd ich vor dir stehen
Ganz und gar ein und derselbe
Weiße, Schwarze, Rothe, Braune,
Sched'ge, Fleck'ge oder Gelbe.

Doch dem Bauern nicht und Herren
Mag ich an den Strängen zerren,
Habe Lust allein am Spiele:
Wie der Wind dahin zu sausen
Nach dem ferngesteckten Ziele.

Dieß vor allen meines Gleichen
Stets als erster zu erreichen
Ist mein Stolz, nicht Preis und Fahne,
Doch des Volkes lauter Jubel
Und der Tusch vom Festaltane.

Von
Friedrich Oldenberg.

1.

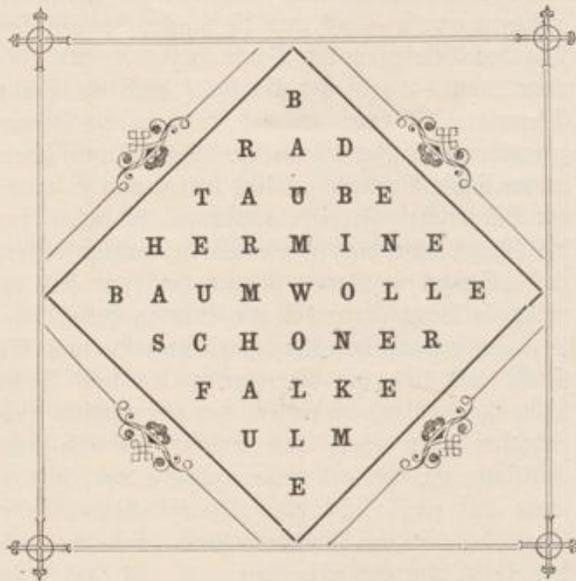
Mein Erstes ist roth wie Blut,
Mein Zweites dient zu Schirm und Hut.
Mein Ganzes ist so reich und schwer,
Als ob es wär'
Ein Millionär.

2.

Ihr wißt es:
Sie ist es.
Doch umgekehrt
Ist es,
Ihr wißt es,
Nie
Sie,
Sondern, wie jedermann weiß,
Eis.

Knackmandeln.

Von Robert Löwike.



In der oben stehenden Wortfigur (wie auf Seite 127 des zwölften Bandes) ist die mittlere senkrechte Reihe gleich der mittleren wagerechten. Das in diesen Reihen stehende Wort ist das längste der ganzen Gruppe und liefert den mittleren Buchstaben für jedes der andern Wörter. Versucht nun aus den unten gemachten Angaben eben solche Wortfiguren zusammenzustellen und merkt wohl, daß es nicht darauf ankommt, in welcher Reihenfolge die Wörter gerathen werden. Jedes gefundene Wort wird am besten sogleich an die betreffende Stelle der Wortfigur geschrieben und giebt mindestens einen Buchstaben für eines der andern Wörter.

I.

Der oberste Buchstabe ist K. Das erste Wort nennt einen bedeutenden Fluß in der Schweiz, welcher in den Rhein mündet. Das zweite Wort ist der Name einer bekannten preussischen Stadt, gleichlautend mit dem Infinitiv eines deutschen Zeitworts. Das dritte Wort nennt eine große Stadt in Schlesien, das vierte Wort eine Tochter des Trojaner-Königs Priamus, das fünfte Wort eine Stadt in der preussischen Provinz Sachsen. Das sechste Wort kann man durch die Umstellung der Buchstaben erhalten, welche das Wort „Nadel“ bilden. Das siebende Wort reimt auf „Vord“, der unterste Buchstabe ist A.

II.

Der oberste Buchstabe ist A. Das erste Wort nennt einen bedeutenden Nebenfluß der Donau, das zweite kann man durch Umstellung der Buchstaben erhalten, welche den Namen des Flusses Trave bilden. Das dritte Wort nennt ein Land in Europa, das vierte eine große Stadt in Belgien, das fünfte einen Raubvogel, das sechste ein Lieblingspielzeug der Mädchen. Das siebente Wort ist eine poetische Bezeichnung für ein bekanntes Raubthier, der unterste Buchstabe ist N.

III.

Der oberste Buchstabe ist D. Das erste Wort ist ein männlicher Vorname; das zweite Wort nennt ein Saiten-Instrument; das dritte Wort ist eine andere Bezeichnung für eine große Hauptstadt im Südosten von Europa. Das vierte Wort nennt eine Stadt in einem deutschen Großherzogthum. Das fünfte Wort nennt eine Stadt in Rußland, bekannt durch einen Sieg der Russen über die Schweden. Das sechste Wort reimt auf „Stadt“, das siebente ist ein weiblicher Vorname und der unterste Buchstabe ist T.

Auflösung der Knackmandeln Seite 63.

I. O N E U P A L M E	II. B D I E M A S S E	III. A E V A A R E N A	IV. D D I E K A R R E
V. G H A I M E R A N	VI. E D I E M U S I K	VII. A E R Z A R G U S	VIII. E E V A K R A N Z
IX. O E H E A R M I N	X. N E I N I S L A M		